



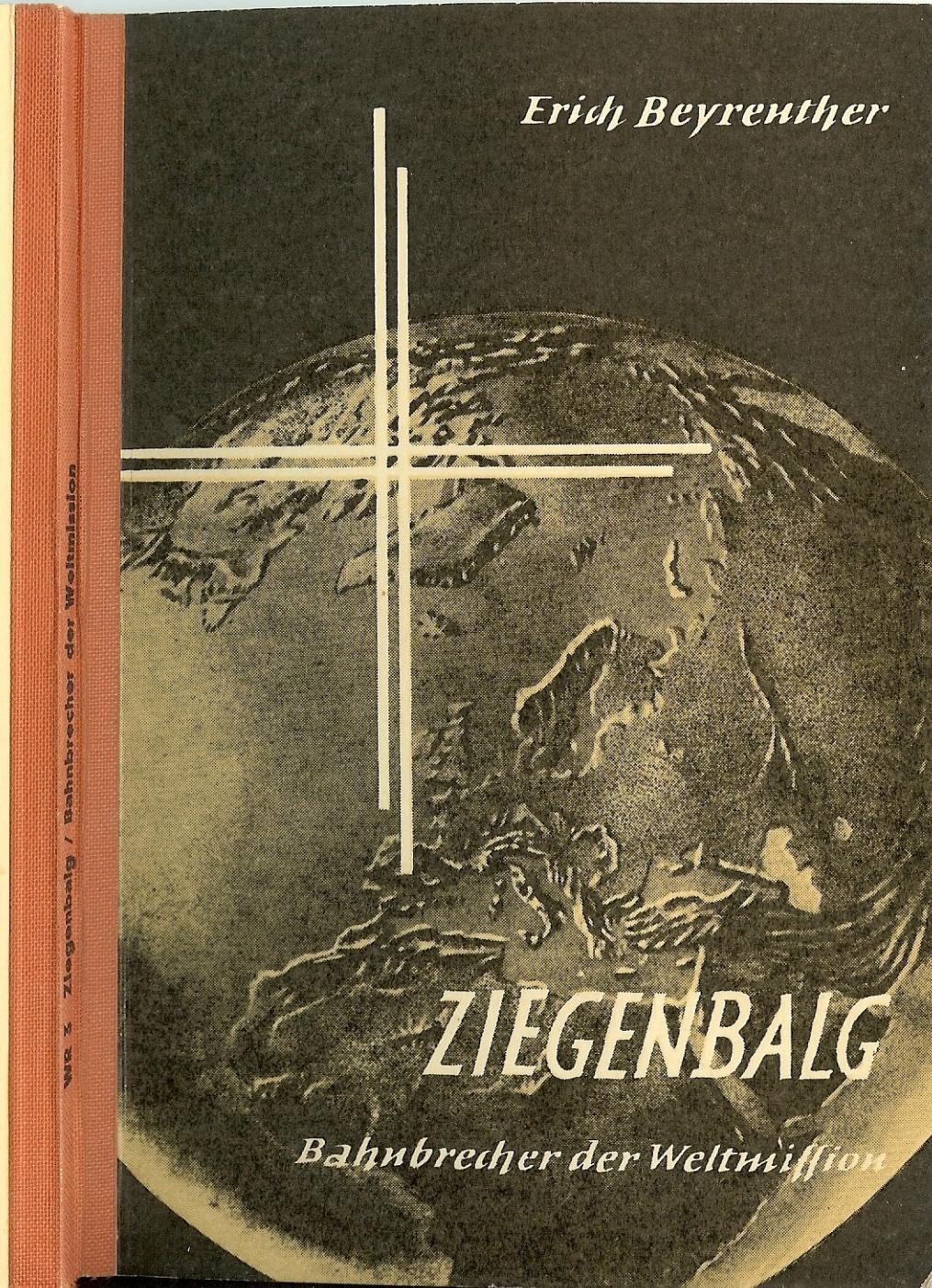
Universitätsprofessor Dr. theol. habil. Erich Beyreuther, München, wirkt als Kirchengeschichtler an der Universität Erlangen und übt zugleich einen Lehrauftrag an der neugegründeten Evangelisch-Theologischen Fakultät in München aus. Vorher lehrte er an der Universität Leipzig bis zum Jahre 1960.

Seine besonderen Forschungen und Buchveröffentlichungen gelten dem Weg des deutschen Protestantismus aus der kontinentalen Beschränkung zuerst im Aufbruch zur Völkermission im hessischen Pietismus und bei Zinzendorf, dann aber auch der Geschichte der Diakonie und der Inneren Mission sowie der Erweckungsbewegung, aus der sie hervorgingen. Ferner arbeitete er über die deutsche Volksmission und Evangelisation als Antwort auf die Entkirchlichung bis hinein in die Zeit des Kirchenkampfes und ihre heutige ökumenische Weite.

Am Beginn dieser Neuzeit im deutschen Protestantismus steht auch die unvergessliche Gestalt des Pioniermissionars Bartholomäus Ziegenbalg.

EVANG. MISSIONSVERLAG GMBH STUTTGART

Erich Beyreuther





WELTWEITE REIHE 3

E. Beyreuther / Ziegenbalg, Bahnbrecher der Weltmission



ERICH BEYREUTHER

Bartholomäus Ziegenbalg
Bahnbrecher der Weltmission

Aus dem Leben Bartholomäus Ziegenbalgs,
der 1705 als erster deutscher Missionar
nach Indien ausreiste



EVANG. MISSIONSVERLAG GMBH STUTTGART

Inhalt

	Seite
Kindheit und Studienjahre	7
Der Ruf aus Dänemark	21
Unerwünscht auf indischem Boden	31
Der Weg zu den Indern	40
Im Kerker	48
Europas Echo	63
Auf den Straßen Südindiens	70
In Europa und Rückkehr mit Maria Dorothea	81
Valet will ich dir geben	87

1. Auflage 1955

3. Auflage 1968

Umschlagzeichnung Gotthilf Kurz, Dettingen

Evang. Missionsverlag GmbH Stuttgart

Herstellung: Druckhaus West GmbH Stuttgart

Vorwort

Wir begegnen in dem ersten Sendboten der evangelischen Christenheit, der im Jahre 1706 das indische Festland betritt, einer Persönlichkeit großen Formates. Seine Lebenserfüllung sucht er nicht im Genuß, sondern im bedingungslosen Einsatz als Zeuge Jesu Christi. Er hat dadurch ein volles, echtes und ganzes Leben gelebt und bis zu seinem Tod als Sechsunddreißigjähriger ein in sich geschlossenes Lebenswerk vollbringen dürfen, dessen wir heute noch innerhalb der Weltchristenheit in Ehrfurcht und Dankbarkeit gedenken.

Möge diese Lebensskizze, hinter der ausgedehnte Quellenstudien stehen, uns helfen, in hingebender Treue und weltweiter Gemeinschaft für den Auftrag fröhlich zu wirken, der uns heute gegeben ist.

Sommer 1955/1968

Erich Beyreuther

Kindheit und Studienjahre

Abseits der großen Verkehrsstraßen liegt wie verträumt das kleine Ackerbaustädtchen Pulsnitz, eingebettet in das waldige Nordwestlausitzer Bergland. Im stillen Stadtpark steht der schlichte Renaissancebau des alten Schlosses, an das sich ein schöner Barockflügel anschließt. Reizvoll spiegeln sich die Fronten in den ruhigen Wassern des weiten Schloßteiches. Aus dem Gewirr der engen Kleinstadtstraßen ragt der Turm der stattlichen Barockkirche von St. Nicolai. Den Marktplatz ziert das Rathaus. Stadtfreiheit gibt es seit 1375.

In den Gassen und Straßen ist es sehr still geworden. Die Pest hat ein halbes Jahr lang gewütet. Am Jahresende 1680 zählt Pulsnitz nur noch 356 Bürger. Ganze Familien sind ausgestorben. Am Hause des Getreidehändlers Bartholomäus Ziegenbalg ist das große Sterben gnädig vorbeigegangen. Die Kinderschar wächst. Zwei Jahre nach der Seuche gesellt sich ein Büblein zu den Mädchen. Am 10. Juli 1682 wird der Stammhalter geboren, der den Vornamen seines Vaters empfängt.

Alles ist dazu angetan, die Kindheit des heranwachsenden Knaben mit Stille und Geborgenheit zu umgeben. Der Vater ist begütert und versteht sein Gewerbe. Die Mutter, aus altem, bäuerlichem Geschlecht eines nahen Dorfes, lebt und webt in der leisen Welt Arndtscher Herzensfrömmigkeit. Die Bauern und Bäuerinnen aus den Dörfern ringsum, die das stattliche Haus betreten, mag man gut leiden. Sie zeigen eine herzhafte, aber sonst zurückhaltende Art. Der Aberglaube ist im Schwang. Doch will man gut kirchlich bleiben. Vetter Weismann bekleidet das Amt des Rektors der kleinen Stadtsschule. Der heranwachsende Bartholomäus schaut vertrauensvoll zu dem frommen Lehrer auf, der ihm zum guten

Freund wird. Das ist die Welt, in der Bartholomäus seine ersten Lebenseindrücke empfängt.

Doch fallen bald, nur zu bald, schwere Schatten auf den Weg einer behüteten Kindheit. Die Pest hat die Familie Ziegenbalg verschont. Aber jetzt bricht ein großes Sterben herein. Zuerst scheidet die Mutter. Weinend umstehen die Kinder ihr Lager. Sie teilt zuvor das Beste aus, was ihr Mutterherz den Kindern hinterlassen kann. „Liebe Kinder, ich habe ein großes Vermögen gesammelt, ein sehr großes Vermögen.“ Wie horchen sie auf, mitten im Abschiedswех. Die älteste Tochter faßt sich. „Mutter, wo ist dieser Schatz?“ — „Suchet in der Heiligen Schrift, meine lieben Kinder, da findet ihr ihn. Denn dort habe ich jede Seite mit meinen Tränen benetzt.“ Tief prägen sich die Abschiedsworte der sterbenden Mutter in das Herz des Sohnes. Das Bild der bibel-lesenden Mutter begleitet ihn zeitlebens.

Der Vater heiratet noch im gleichen Jahr. Den kleinen Bruder nimmt die älteste verheiratete Schwester in ihr Haus auf. Zwei Jahre nach dem Hinscheiden der Mutter schließt auch der Vater seine Augen. Was man sich von seinem Sterben erzählt, mag glaubhaft sein. Auf dem geräumigen Dachboden steht der Sarg des Vaters. Vielleicht hat er, als die Mutter starb, zwei Särge ins Haus bringen lassen, den zweiten einmal für ihn selbst. Den aber habe man heruntergeholt, als ein gefährlicher Stadtbrand ausbrach. In der wilden Aufregung sei man auf keinen besseren Gedanken gekommen, als den schwerkranken Vater in den offenen Sarg zu legen und ihn so auf den Marktplatz zu tragen. Dort sei er in seinem Sarg gestorben.

Jedenfalls hat der Knabe Bartholomäus genug schwere Kindheitserlebnisse erfahren. Später erzählt er, daß er sich als Kind bei jedem Todesfall habe fragen müssen: „Wo mag die Seele jetzt hingefahren sein? Wie wird ihr Zustand sein?“ Von seiner Kinderfrömmigkeit bekennt er, daß er sich niemals der Gedanken von Himmel und Hölle entschlagen konnte. Das ist der schreckhafte Zug, welcher der Frömmigkeit seiner Zeit eigen ist.

Nach dem Leid des Dreißigjährigen Krieges ist die Welt wieder so schön geworden. Und doch fühlt man sich als Spielball des Todes. Wie jäh enden oft Lust und Weh der Welt.

Binnen zweier Jahre erlebt der Knabe das Dahinscheiden der Eltern, den Schrecken eines nächtlichen Stadtbrandes und schließlich den Heimgang einer seiner Schwestern. Frühzeitig faßt ein Kind den Entschluß, Theologie zu studieren. So muß der elternlose Knabe mit zehn Jahren auf die Lateinschule im nahen Kamenz ziehen.

Nicht nur Himmel und Hölle, sondern Gott selbst ist die große Wirklichkeit für die Geschlechter damals. Einen armen Buben treibt es oft aus der fremden Stadt hinaus in die stillen Auen und auf die einsamen Bergeshöhen. Vor seinem Gott liegt er dort auf den Knien und bittet in der Ratlosigkeit seines jungen, ungestümen Herzens um Weisheit von oben. Die ältere Schwester in Pulsnitz scheint in dem klugen, kleinen Bruder schon den künftigen Gelehrten respektiert zu haben. Früh muß der Knabe selbstständig werden. Er genießt viel Freiheit. Das Bild der früh vollendeten Mutter steht jedoch segnend und behütend vor ihm und bewahrt ihn auf ungeschützten Knabenwegen.

Der Geschwisterrat wird ihn dann nach Görlitz auf das berühmte „Gymnasium illustre“ geschickt haben. Vom 4. Mai 1694 an weilt für acht Jahre ein stiller Schüler in der fremden, stolzen Stadt mit ihren prächtigen Kirchen und stattlichen Bürgerhäusern. Für ein Dach über dem Kopf, für Kost und Schulgeld ist ein väterliches Erbe vorhanden. Im Gymnasium sitzt ein verschüchterter Knabe, der langsam heranreift, zu langsam für seine Lehrer. Denn sein Rektor, Magister Großer, fügt dem Abgangsvermerk in den Schulmatrikeln das lakonische Urteil hinzu: „Homo et corpore et animo infirmus.“ („Nach Leib und Seele ein unfertiger Mensch!“) Aber der Schulmann registriert nur die Krisenerscheinungen im Leben eines seiner berühmtesten Schüler. Das Andere bleibt ihm verborgen.

Harmonie ist das Sehnsuchtwort, das heimliche Wunschbild in

dieser Zeit des zwiespältigen Barockmenschen, dessen Seelentum Bartholomäus prägt. Harmonie mit sich selbst, mit der Welt, mit Gott. Wer kann das erlangen? Als der siebzehnjährige Gymnasiast Bartholomäus Ziegenbalg, der wie alle Lausitzer den Gesang liebt, einmal mit seinen Kameraden in einem „Collegium musicum“ beisammen ist, geht die Tür auf. Ein fahrender Student tritt ein. Es ist die Zeit, da den europäischen Menschen das Reisefieber, das Fernweh erfaßt, das die Weite sucht. Dieser Student hat auf seinen Wanderwegen etwas gefunden, davon muß er einfach reden.

In Halle hat er August Hermann Francke, den Begründer des Halleschen Waisenhauses und der großen Schüler- und Studentenstadt, am Werke gesehen. Ungezählte sind damals davon im Tiefsten ihres Herzens gepackt und begeistert worden. Dieser fahrende Student hat aber noch mehr erlebt. Den Zauberschlüssel zur großen Harmonie mit Gott, mit der Welt und mit dem eigenen Herzen glaubt er gefunden zu haben.

In der Unterhaltung, die sich anspinnt, fällt dieses Stichwort. Der junge Ziegenbalg horcht auf. „Die Musik ist zwar eine herrliche Kunst, gleichwohl kann sie von niemanden recht verstanden werden als von solchen, die mit Gott und mit sich selbst in einer geistlichen Harmonie stehen.“ Das ist also des Studenten großes Erlebnis. Davon kann er nicht schweigen. Eine ungestüme Neigung zu dem jungen Studenten erfaßt Bartholomäus, als er ihm den Weg zur Harmonie deutet. „Das Gemüt ist nach dem Abfall von Gott ganz verworren. Es muß ganz anders disponiert werden, soll es wieder zu einer rechten Harmonie kommen.“

So wird ein Student auf inständiges bitten zum Seelenführer des jungen Pulsnitzer. Im überströmenden Herzensgebet, in der stillen Versenkung in Gottes Wort, in der Betrachtung der Natur als großen und des eigenen Ichs als kleinen Spiegel des Göttlichen vollzieht sich eine mystische Einübung.

Pforten öffnen sich zu einer inneren Welt. In spanischen Klöstern der Gegenreformation hat man sie in glutvoller Inbrunst

zuerst wieder aufgetan. Als starke, religiöse Erregung läuft ein Mystizismus in den mannigfachsten Schattierungen durch ganz Europa. Diese Wellen erreichen den Siebzehnjährigen in Görlitz.

Bartholomäus entdeckt die seelischen Abgründe und erfährt etwas von der Rätselhaftigkeit des menschlichen Geistes. Er erlebt sich selbst und grübelt über den Geheimnissen nach, die einem wachen Menschen in der kleinen Welt des Herzens und der großen draußen allzeit begegnen. Möchte er doch vor Gott die entscheidende Probe ablegen, daß er es ganz aufrichtig meine. Wie hat der Student gesagt? Gott zögere mit dem Geschenk der großen heilenden Harmonie, bis ihm kein innerer Widerstand mehr entgegengesetzt werde.

Alle Anstrengungen vermögen nicht die Störungen im eigenen Herzen zu beseitigen. Der leidenschaftliche und ungestüme Gottsucher mit der ganzen Inbrunst eines jungen, unverbrauchten Herzens erfährt die Wahrheit, daß eigenes Drängen und Laufen zuletzt nicht hilft. Es liegt alles an Gottes Erbarmen. Nach bangen neun Monaten innerer Kämpfe und Anfechtungen vollzieht sich ein Durchbruch im Herzen des nun Achtzehnjährigen zu dieser großen, evangelischen Wahrheit. Doch weiß er nun, daß der Mensch nicht anders mit Gott in Berührung kommt, als daß er in der Tiefe seines Herzens das eigene Unvermögen erkennt und von der ewigen Hand selbst ergriffen wird. Wo aber Gott so erlebt wird, bricht die eine große Leidenschaft auf, nur ihm allein zu dienen.

Das Leben des Achtzehnjährigen gehört fortan seinem Herrn und dessen Dienst. Ein ganz unmittelbarer und echter Drang zum Zeugnis, eine Unerschrockenheit im Bekennen, ein freudiger missionarischer Eifer brechen aus ihm hervor und prägen ihn bleibend. Nach einer inneren Ordnung, nach der Harmonie seines Lebens hat er verlangend die Hände ausgestreckt, und nun ist für ihn Gott selbst geworden „das Größte, das Schönste, das Beste, Gott das Süßeste und Allergewisseste, aus allen Schätzen der edelste Hort“.

Ein elternloser, junger Mensch erfährt in einer fremden Stadt das große Glück. Die Ziele seines Lebens sind nunmehr abgesteckt. Klar liegen die nächsten Schritte vor ihm. In einer Zeit, die sich immer mehr im Spielerischen und im Tändeln auf das Rokoko zubewegt, brennt in ihm der Wille zu einer entschlossenen Lebenseistung. Der sich in den Irrgängen einer süßen Mystik zu verlaufen schien, fängt an, energisch zu planen.

Zu viel Zeit ist über seinem religiösen Ringen verloren worden. Das Versäumte muß nachgeholt werden. Bartholomäus schreibt an den großen Gottesmann in Halle. Freimütig trägt er auch dessen streitbarem Freund Joachim Lange in Berlin, dem Rektor des Friedrich Werderschen Gymnasiums, seine Anliegen vor. Mit so glanzvollen Kenntnissen in Lateinisch, Griechisch und Hebräisch möchte er einmal an der Universität erscheinen wie dessen Schüler. Werden diese doch in den Halleschen Universitätsmatrikeln als Lange-Schüler besonders vermerkt.

Bartholomäus sehnt sich danach, zwei volle Jahre in Berlin zu des Rektors Füßen lernen und fleißig Lücken ausfüllen zu dürfen. Wenn nur der aus dem väterlichen Erbteil zur Verfügung stehende Betrag im teuren Berlin zureichen würde! Zögernd fragt der junge Pulsnitzer nach einer zusätzlichen Hilfe. Sie wird ihm gewährt. Baron von Canstein, der mit viel Geschick die Sache der Franckeschen Stiftungen in den Berliner Regierungskreisen vertritt, stellt jährlich dreißig Taler zur Verfügung. Der berühmte Philipp Jakob Spener, Propst zu St. Nicolai in Berlin, legt ein väterlich gehaltenes Schreiben bei. Nun verlangt im Februar 1702 August Hermann Francke, daß Bartholomäus unverzüglich die Reise nach Berlin antritt.

Ist der junge Pulsnitzer nicht wie ein Träumender? So viel Hilfe auf einmal! Das Ränzlein wird gepackt und das Briefbündel sorgfältig dazugelegt. Doch fährt die nächste Postkutsche ohne ihn nach Berlin. Eine Hiobspost hat ihn erreicht. Bartholomäus muß zum Begräbnis einer seiner Schwestern eilen. Die seelischen Erschütterungen werfen ihn nieder. Ein Leiden kommt zum Aus-

bruch, das sich in durchwachten Nachtstunden und durch übermäßiges Studieren angebahnt hat. Es wird ihn nie wieder ganz verlassen.

Sein „malum hypochondriacum“ scheint ein nervöses Magenleiden gewesen zu sein. Es ist eine Gelehrtenkrankheit von damals. Nur schlimm, daß die Anfälle mit starken seelischen Verstimmungen und Gemütschwankungen bis hin zu Schwermutszuständen verbunden sind. Wochenlang sitzt er in einem gemieteten Stüblein beim Zimmermann Martin Hahn am Obertor von Pulsnitz. Seine beiden Schwestern, die ihm noch verblieben sind, wollen ihn nicht ziehen lassen. Er soll ein ganzes Jahr daheim als Hausstudent studieren. Da wird aber August Hermann Francke in Halle energisch und kommandiert den Verschüchterten einfach nach Berlin. Der schöne Plan eines stillen und zurückgezogenen Hausstudentendaseins fällt ins Wasser.

Ziegenbalg hat die Fahrt nach Berlin nicht bereut. Wie freundlich nehmen ihn der Rektor Joachim Lange, Baron von Canstein und Propst Philipp Jakob Spener auf. Welch anderes Klima umgibt ihn hier. In Görlitz standen ihm die Lehrer teils abwartend, teils mißtrauisch gegenüber. Die Mitschüler haben ihn reichlich verspottet. Hier aber sind die Schulmänner Vertreter der neuen Richtung. Eine schöne Aufgeschlossenheit verbindet Lehrer und Schüler. Unter den neuen Kameraden bestehen kleine Sozietäten. In ihnen studiert man in jugendlicher Begeisterung ernsthaft die Heilige Schrift und spricht sich rückhaltlos aus.

Das ist eine ganz andere Welt als die in Görlitz. Dort ist er einsam gewesen. Hier lieben ihn die Lehrer und die Kameraden. Spener und Baron von Canstein schließen den jungen, feurigen und hingabebereiten Pulsnitzer in ihr Herz. Berliner Pastoren-familien laden den jungen Sachsen in ihr Haus. Es muß etwas ungemein Gewinnendes von Bartholomäus ausgegangen sein. In seinem Wesen findet sich etwas, das ihm Zeit seines Lebens in jeder Umgebung schnell Eingang und Zuneigung erwirbt.

Doch nur zwei Monate währt dieses große Glück. Mit schwie-

ren Magenschmerzen sitzt Bartholomäus im Juni wieder in seinem Stübchen beim Zimmermann Martin Hahn in Pulsnitz. Aus allem frohen Lernen hat ihn diese Krankheit herausgerissen. In Berlin hat man mit ihm nichts mehr anzufangen gewußt. Der junge Pulsnitzer flieht förmlich in seine Heimatstadt. Doch nötigen ihn seine väterlichen Gönner brieflich zu einer Brunnenkur in Bad Eger. Baron von Canstein gewährt die Geldmittel.

Neun Monate weilt Bartholomäus in Pulsnitz und trägt sein Kreuz. Die täglichen, oft stündlichen Schmerzen lassen in dem jungen Hausstudenten das Gefühl aufsteigen, daß seine Erdenreise nur kurz sein werde. Unter diesem Eindruck verzichtet er bereits auf eine Rückkehr nach Berlin. Doch bleibt ihm Brandenburgs Hauptstadt seine liebe Stadt. Er drängt auf Abkürzung der sprachlichen Vorübungen und Beginn des vollen Universitätsstudiums. Die reichen Berliner Anregungen und Anleitungen hat er inzwischen gründlich verarbeitet.

Wieder greift Francke ein, dieser meisterliche Seelenkenner. Auf eine Anfrage Ziegenbalgs hin ruft er den Pulsnitzer Hausstudenten im Frühjahr 1703 an die Universität Halle. Doch erst im Mai zieht der junge Ziegenbalg in Halle ein, um sich an der modernsten Universität der Zeit einschreiben zu lassen. Er hat sich sehr viel Zeit gelassen. Hat er sich doch vorher gründlich an den Universitäten Wittenberg, Leipzig und Jena umgesehen. In den Hörsälen der Theologieprofessoren dieser Hochschulen hat er gesessen, gut zugehört und scharf beobachtet. Aber nichts konnte ihn dort festhalten. Halle zog ihn wie ein Magnet an.

Wie schnell ist er in der Saalestadt heimisch! Baron von Canstein gewährt ihm weiterhin jährlich dreißig Taler Studienbeihilfe. Bald findet er einen Freundeskreis, der ihn aufnimmt. Es ist eine festgefügte Gemeinschaft, die sich täglich im gemeinsamen Gebet für des Tages Aufgaben zurüstet. Zweimal in der Woche legen sich die Studenten gegenseitig die Heilige Schrift aus. Alle Fragen kommen zur freimütigen Aussprache. Man scheut sich nicht, einander die Fehler zu sagen. Wohl meiden diese pietistischen Stu-

denten alle studentische Ausgelassenheit und lauten Scherz. Aus ehrlichem Protest gegenüber den noch recht verwilderten und rohen Studentensitten der Zeit gehen sie ihren stillen und ernsthaften Weg. Sie glauben aber nichts entbehren zu müssen.

Zu stark sind die Eindrücke, die von den neuen Professoren an der Universität ausgehen. Der ehrwürdige Abt D. Breithaupt, ein Hannoveraner, lebt ganz seinen Studenten. Er ist ein großer Beter. Man spürt es ihm an. Persönlich von größter Anspruchslosigkeit, unverheiratet, verschenkt er, was er nicht unbedingt zum Lebensunterhalt braucht, armen Studenten. Professor D. Anton, ein Sachse, ein Mann der sprühenden Beredsamkeit und doch voller Sachlichkeit, versteht es, seine Studenten in dem Glaubengut der Väter, im Geist der Bekenntnisschriften und in der großen Endhoffnung der Kirche heimisch zu machen.

Und dann August Hermann Francke! Seinen Glaubensmut bezeugen die Stiftungen, die große Schulstadt. Über tausend Kinder strömen bereits täglich in die von ihm errichteten Schulen. Die neuen Schulmethoden begeistern die halbe Welt. Die Kinder sind mit ungeteiltem Herzen bei der Sache. Die Stockpädagogik ist verpönt. Unerhört neu sind der Werkunterricht, der ganze auf Anschaulichkeit und auf das Leben eingestellte Lehrplan, die tüchtigen jungen Lehrer. Die Schulsternwarte, den botanischen Garten, die Naturalienkammer mit der Fülle an Lehrmitteln aus vielen Erdteilen, das Schulkrankenhaus, moderne hygienische Maßnahmen, wer hat das schon einmal woanders gesehen?

Dabei stehen Francke anfangs keine regelmäßigen Einnahmen zur Verfügung. Zur rechten Zeit aber wird dargereicht, von verborgenen Händen geopfert, was Francke für sein Werk bedarf. Erbeten wird alles von Gott und von Menschen empfangen, mehr als man erhofft hat. In einer Zeit, die nach Erfahrung schreit, auf allen Lebensgebieten nach Anschauung ruft, zeigt ein von Gott Begnadeter die Wirklichkeit Gottes. Das Allgewisseste ist und bleibt, auf Gott zu bauen! Auf unendlich viele zweifelsüchtige Zeitgenossen hat Franckes Erfahrungsbericht „Von den Fußstapfen

des lebenden liebreichen Gottes“ überwältigend gewirkt und in Tausenden den Glauben neu geweckt.

Kaum hat Francke sein Schulwerk begonnen und seine ersten begeisterten Mitarbeiter gewonnen, fordert man von ihm Prediger und Schulmeister an, die von seinem Geist und Glauben beseelt sind. Von Rußland und aus dem Baltikum, von England, von Dänemark, aus der Schweiz, aus vielen deutschen Städten kommen die Anfragen. Der Erzbischof von Canterbury korrespondiert mit Francke. Friedrich I. von Brandenburg-Preußen stattet das Werk willig mit reichen Privilegien aus. Zar Peter der Große sendet in zweijährigen Abständen einen Adjudanten nach Halle, um Neues von Francke in Erfahrung zu bringen. Die russischen Minister, die sich Peter der Große aus den baltischen Provinzen geholt hat, sind sämtlich persönliche Freunde Franckes. Ungezählt sind die Adelshäuser, in denen Franckes Name einen hohen Klang besitzt.

Orientalische Studenten ziehen in einem der neuen Häuser der Stiftungen ein. In einem anderen Gebäude wohnen nur englische Schüler. Eine Bruderschaft aller christlichen Kirchen soll entstehen. Über Rußland hofft Francke auf einen Zugang nach China. Über London strahlt sein Einfluß nach Amerika. Durch seine Sendboten, die Francke in Konstantinopel und Astrachan stationiert, will er Verbindungen mit Armenien, Persien und Indien herstellen. Einer seiner Vertrauensleute schleust in Schlesien die böhmisch-mährischen Auswanderer ein. Wo sich deutsche evangelische Auslandsgemeinden in Not befinden, sucht er ihnen unmittelbar zu helfen oder über befreundete Gesandtschaften Entlastungen zuteil werden zu lassen. Zum Geheimprotestantismus in Österreich laufen ungezählte Fäden. Francke ist über alles orientiert.

An diesen großen Planungen, an der für die Zeit einmaligen Weite des Gesichtskreises, der die ganze Welt umschließt, läßt Francke seine Studenten teilnehmen. Steht doch hinter allem ein großes Erlebnis. Francke, der sich nur berufen fühlt, Buße und Vergebung der Sünden zu predigen, erfährt, wie die schlichte und

klare Ausrichtung der Botschaft von Sünde und Gnade Menschenherzen überwindet. Menschen werden auf einmal zeugnis- und opferfreudig für die Sache der Gemeinde Jesu Christi.

Wie oft spricht Francke in seinen Vorlesungen davon! Ganz unmittelbar wendet er sich in den Einführungsstunden in das theologische Studium an seine Studenten: „Ein Durst und Hunger ist in vielen Seelen entstanden nach der Gerechtigkeit und der näheren Gemeinschaft mit Gott, und in so vielen tausend Menschen sind sie rege, die sich nach solchen umsehen, die ihnen den Weg weisen, und rufen gleichsam, wie dort aus Makedonien: Komm herüber und hilf uns!“ Seine Studenten horchen auf. „Und man mag sicher sagen, daß unser Herr Gott gleichsam auf den Erdboden aufgetreten ist und eine allgemeine Erschütterung und Bewegung weit und breit ergehen lässt, nicht in Deutschland und Europa allein, sondern auch in den anderen Teilen und Ländern der Welt. Es geschehen in unseren Tagen solche Dinge, daß, wenn unsere Nachkommen einmal lesen werden, was Gott in unserer Zeit für Erbarmungen ausgeübt im Leiblichen und Geistlichen, sie sich über die Glückseligkeit unserer Tage verwundern werden.“

Seine Studenten sollen Gottes Boten werden! „Gott der Herr hat von einigen Jahren her vor allen anderen Menschen insonderheit zu den Studiosis sich gewendet.“ Durch sie „soll nach und nach eine bessere Erkenntnis in die Welt gebracht und das so verwüstete Zion wieder aufgebaut werden“.

Ziegenbalg sitzt unter den Hunderten von Studenten, die atemlos zuhören. Hier möchte er einmal mitarbeiten! Aber täglich quälen ihn wieder die Schmerzen, und sein schwacher Magen revoltiert. Es kommt ein Tag, an dem Bartholomäus in tiefer Verzagtheit dem verehrten Abt und Professor D. Breithaupt einen Brief schreibt. Er stehe wieder vor dem körperlichen Zusammenbruch und müsse darum wohl oder übel auf den Beruf eines Geistlichen verzichten. Wie gern bliebe er in Halle und würde sich in diese große und zukunftsrohe Bewegung einspannen lassen, die wie ein Frühlingswind durch die evangelische Christenheit weht.

Dann steht der verzagte Student selbst vor D. Breithaupt. Nun aber darf er vernehmen, daß ihn die Professoren und der große Francke nicht aufgeben. Vielleicht hat sich Ziegenbalg im Laufe des Gespräches selbst zu trösten gesucht, als er von einer kleinen Aufgabe spricht, die sich für ihn doch irgendwo in der Welt noch fände. Jedenfalls spricht der ehrwürdige Abt das ahnungsvolle Wort: „Wenn man eine Seele unter dergleichen Völkern rechtschaffen zu Gott führe, so wäre solches ebenso vielmals, wenn man in Europa hundert gewonne, indem diese täglich genugsam Mittel und Gelegenheit zu ihrer Bekehrung hätten, jenen aber dergleichen mangelte.“ Bartholomäus hat dieses denkwürdige Wort in einer Stunde, in der an eine direkte Missionsarbeit unter heidnischen Völkern noch gar nicht zu denken war, nie mehr vergessen.

Wieder geht's durchs dunkle Tal. „Ich mochte sein, wo ich wollte, so folgte mir allenthalben das liebe Kreuz nach.“ Am Semesterabschluß ist er auch am Ende seiner Kräfte. Francke aber lässt den kranken Theologiestudenten nicht nach Pulsnitz flüchten. Er spannt ihn in dem nicht fernen Merseburg als Hauslehrer in eine bescheidene Arbeit ein. Sie weitet sich schnell. Männer und Frauen der angeschensten Häuser setzen sich mit dem begeisterten Theologiestudenten um die Bibel. Gebildete Familien führen ihm ihre Kinder zum Unterricht zu. Sein Freund Christian von der Linde muß ihm zu Hilfe eilen, so groß wird der Arbeitsumfang. Francke sendet Ziegenbalg dann nach Erfurt, in die Stadt, in der er selbst sein erstes Pfarramt bekleidet hat. Aus der aufblühenden Arbeit ist Francke bekanntlich sehr schnell von seinen Gegnern vertrieben worden. Dieses Erfurt und seine Getreuen liegen dem Hallenser am Herzen. Die Verwaisten sammelt Ziegenbalg wieder in Hausandachten. Auch diese Arbeit ist zu umfangreich für ihn.

Wieder muß Ziegenbalg, körperlich ermattet, seine Zuflucht im stillen Pulsnitz suchen. Doch kehrt er als ein anderer zurück. Nicht umsonst hat er Francke gehört, in Merseburg und in Erfurt gearbeitet. Die Freude an der selbst erlebten Durchschlagskraft des Evangeliums, das gleichgültige Menschen in freudige Bekenner und

Mitarbeiter verwandeln kann, hebt ihn über alle Leibesschwäche. Es ist, als ob alle Krankheitsnot immer wieder von ihm abfallen muß. Er schenkt sich nichts. Zuerst stellt er sich einen umfangreichen theologischen Arbeitsplan zusammen. Tagtäglich studiert er. Daneben findet er Zeit, für seinen Herrn zu wirken. Der hallesche Aktivismus wirkt sich bei ihm aus. Sein Vetter, Rektor Weismann, öffnet ihm täglich die Schule. Abends sammeln sich Pulsnitzer Gemeindeglieder von sieben bis neun Uhr, die sich von Ziegenbalg die Schrift auslegen lassen und in Frage und Antwort mitarbeiten. Niemand hemmt die Arbeit, niemand klagt an.

Auch in der nächsten Umgebung findet der Student Freunde. In Königsbrück ruft ihn die tatkärfige Gräfin von Schellenberg auf das Schloß, damit er von Halle berichte. Keiner ist geeigneter als Ziegenbalg, die zurückhaltende und stolze Frau für die weiten Arbeitsziele Franckes zu begeistern, so daß sie darüber zu einer warmen Gönnerin des Werkes wird. Aber auch in der Handwerkstube des armen Buchbinders Zeumer, des ersten Pietisten von Königsbrück, sieht man Ziegenbalg öfters einkehren. Selbst die Geistlichen in Pulsnitz und den umliegenden Kirchspielen bitten den schlanken Bartholomäus um Predigtvertretungen. Mehrere Wochen hindurch darf er den zweiten Pfarrer von Pulsnitz vertreten. Da steht er auf der Kanzel der stattlichen Heimatkirche, in der er getauft worden ist.

Ist es die Heimatluft, die ihn schneller als in der Fremde die Kräfte wiederfinden läßt? Wie heimatverwurzelt ist der junge Ziegenbalg, daß sich nur im Lausitzland das Gleichgewicht der seelischen und körperlichen Kräfte einstellt! Zu Pfingsten 1705 will er wieder nach Halle zurückkehren und sein unterbrochenes Studium fortsetzen, denn er fühlt sich noch längst nicht fertig. „In allem aber geschehe nicht mein, sondern des Herrn Wille!“ Wieder wird der junge Pulsnitzer gehemmt. Er muß an das offene Grab seiner jüngsten Schwester treten. Nur noch eine letzte Schwester ist ihm geblieben. Sie bestürmt ihn zusammen mit Pulsnitzer Freunden, das Hausstudententum noch um ein Jahr zu verlängern.

Das Herz der Schwester ist voller Ängste. Sollte sie auch noch den Bruder einbüßen, den Letzten aus der einst großen und blühenden Familie? Wie oft im Leben wird auch hier ein Kompromiß geschlossen. Bartholomäus gibt nach. Sie aber läßt ihren Bruder erst einige Wochen nach Norddeutschland zu einer akademischen Bildungsreise ziehen, ehe sie ihn wieder in Pulsnitz in ihrer Nähe weiß.

Wundern wir uns, wenn der dreiundzwanzigjährige Student die Richtung auf seine liebe Stadt Berlin einschlägt? Dort wirkt noch Spener im ehrwürdigen Alter. Joachim Lange schwingt noch kraftvoll das Zepter im Friedrich Werderschen Gymnasium. Alte Freunde und Gönner sollen besucht werden, ehe die Reise nach Norddeutschland fortgesetzt wird.

Wieder gestaltet sich alles ganz anders. Zuerst bittet man den jungen Theologen um eine achtwöchige Pfarramtsvertretung in Werder bei Berlin. Nach Berlin wird er zu einer Hochzeitsfeierlichkeit eingeladen. Die akademische Bildungsreise findet in Berlin bereits ihr schnelles Ende. Und doch soll sich von hier aus diese unverhofft abgebrochene Reise in ungemessene Weiten fortsetzen! In Berlin trifft ihn ein Ruf, der seinem Leben eine völlig unerwartete Wendung gibt.

Was ist sein Leben bisher gewesen? Eine Kette von Hindernissen, ein sonderbares Auf und Ab. Immer wieder gestaltet sich alles ganz anders, als es geplant und gedacht gewesen ist. Doch webt Gottes verborgenes Walten die Fäden und knüpft das scheinbare Durcheinander zu einem sinnvollen Ganzen. In Pulsnitz ist aus dem Familienkreis nur eine einzige Schwester übriggeblieben. Die Eltern sind lange tot. An die alte Heimatstadt ist Bartholomäus trotz aller Freunde nicht durch Fleisch und Blut gebunden. Sein Hausstudententum hat ihn zu einer selbständigen Arbeitsweise erzogen, zur unermüdlichen Geduld, die nötig ist, wenn man der Führung des Lehrers entraten muß. In einem kurzen Semester in Halle wurde ihm die Durchschlagskraft des alten Evangeliums von Sünde und Gnade zur Gewißheit. Menschen aus den verschieden-

sten Ständen werden aus der Gleichgültigkeit in einen fröhlichen Bekenner- und Opfermut versetzt. Bruderschaft wurde erlebt. Den weiten Blick in die Welt und die glühende Anteilnahme an der Sache Jesu Christi auf Erden hat ihm Francke vermittelt. Ihm verdankt er zugleich eine moderne und erstaunlich elastische Arbeitstechnik, die souverän alles Praktische und Brauchbare in den Dienst stellt. Vor allem ist ihm in Halle der unzerstörbare Glaubensmut entgegengetreten, der Gott auch das Unmögliche zutraut. Daß dieser Glaubensfrühling, der damals durch die Kirchen weht, eine besondere Gnadenzeit sei, die es auszukaufen gelte, weiß er mit den vielen anderen, die sich dankbar Franckes Schüler nennen.

Die gründlichste und härteste Schule bleibt die Leidensschule. Ihre Lektionen hat Ziegenbalg sich geduldig angeeignet. „Unter Leiden prägt der Meister sein allgeltend Bildnis ein.“

Der Ruf aus Dänemark

Um 1700 wird in Europa auf allen Gebieten fleißig experimentiert. Die neuen Schlagwörter heißen: Experiment, Erprobung. Auch König Friedrich IV. von Dänemark, zu dessen Großreich Norwegen und die deutschen Herzogtümer Schleswig und Holstein zählen, gehört zu den neuen Männern, die dem Experimentieren nicht abgeneigt sind. Zwar haben sein lebenslustiger Vater und dessen vergnügter Hofstaat die Erziehung des Thronfolgers vernachlässigt. Der junge König holt jedoch durch eisernen Fleiß den lästigen Mangel einer versäumten gründlichen Ausbildung nach. Er sucht bewußt auch in seinen Regierungsmaßnahmen neue Wege einzuschlagen. Vor allem sieht er darauf, daß er in seiner Urteilsbildung nicht von den Hofschränzen abhängig wird.

Für neue Gedanken und Aufgaben besitzt er einen merkwürdig wachen Sinn. Immer ist er auf der Suche nach tüchtigen und experimentierlustigen Leuten. Dem öden und hemmenden Bürokratismus in der Staatsverwaltung fährt er gern in die Parade.

Im Jahre 1705 bespricht sich Friedrich IV. mit seinem deutschen Hofprediger D. Franz Julius Lütkens, den er ein Jahr zuvor aus Berlin berufen hat. Es geht um die Aussendung von Missionaren in seine überseeischen Besitzungen. Der König sucht nichts Außergewöhnliches damit. In seinen Kolonien in Grönland, in Westindien, in Afrika und in Ostindien leben richtige Heiden. Die Weißen sind draußen in dänischen Kolonialgemeinden zusammengefaßt worden und werden durch dänische Kolonialgeistliche ausreichend betreut. Um die Heiden hat sich noch niemand gekümmert. Jedenfalls möchte der junge König ihnen eingedenk seiner Verpflichtung als christlicher Obrigkeit ein großzügiges Angebot auf christliche Belehrung machen. Was dabei herausschaut, läßt sich in den Auswirkungen nicht von vornherein überblicken.

Warum nicht auch auf diesem speziellen Gebiet experimentieren? Der Missionsgedanke hängt um 1700 irgendwie in der Luft. Die gelehrte Sprachbegeisterung auf den Universitäten bemächtigt sich bereits der orientalischen und asiatischen Sprachen. Die Welt öffnet sich mehr und mehr. Ein immer dichterer Weltverkehr zwischen den Erdteilen setzt ein. Auf seiner großen Kavaliersreise als Kronprinz hat Friedrich IV. den Afrika-, den West- und Ostindienhandel der Holländer gründlich studiert. Finanziert doch das Dänische Reich seinen aufblühenden Fernhandel mit anderen Kontinenten weithin noch mit niederländischem Kapital und profitiert noch immer von den holländischen Kaufmannserfahrungen. In den Niederlanden sind dem dänischen Kronprinzen die Erfolge der holländischen Kolonialmission nicht entgangen.

Nach einem unglücklich geführten Krieg mit Schweden und einem schlimmen Frieden ist jetzt endlich der Staatshaushalt wieder ins Gleichgewicht gekommen. Der König hat freie Hand. Die Zolleinnahmen erreichen eine bisher nie gekannte und für möglich gehaltene Höhe. Bewegt den Monarchen das Gefühl stolzer Dankbarkeit und will er den raschen Aufstieg zu einer großzügigen Geste benutzen? Ein Missionsexperiment soll 1705 vorstatten gehen! Der König ist vorzüglicher Stimmung!

Wie kommt er aber zu Missionaren, die sich zur Verfügung stellen? Der führende Bischof der dänischen Kirche, Dr. Bornemann von Seeland, winkt deutlich ab. Für ein solches Experiment will er keine dänischen Geistlichen einsetzen! Der Bischof hat genug Sorgen, die zahlreichen dänischen Handelsschiffe mit Schiffspredigern und die verstreuten Kolonien mit Kolonialgeistlichen ausreichend zu versorgen. Wie viele von ihnen kehren überhaupt nicht oder krank zurück! Mit einem gereizten und ironischen Klang in Wort und Stimme lehnt der Kirchenfürst seine Unterstützung ab. Mit dieser neuen Sache will er nichts zu tun haben. Experimente möge der König durch andere bewerkstelligen!

Nun gibt der König seinem deutschen Hofprediger freie Hand. Nach Deutschland, aus dem schon ungezählte tüchtige Männer nach Dänemark gezogen sind, soll er jetzt sein Augenmerk richten. Der König und sein Hofprediger kennen die Deutschen gut. Sie lassen sich bis ans äußerste Ende der Welt senden, wenn die gestellte Aufgabe nur groß und verheißungsvoll ist. Lütkens wendet sich im Sommer 1705 an ihm gesinnungsverwandte Berliner Pastoren. Dieser kleine Kreis möchte junge Theologen vorschlagen, die als königlich-dänische Missionare in der westindischen Inselwelt unter den Schwarzen, unter den Freien und den Sklaven, das Evangelium verkündigen sollen.

Die Bedingungen sind nicht ungünstig. Der König will sie seinen dänischen Kolonialgeistlichen gleichstellen. Ihre Dienstzeit soll sich auf fünf Jahre beschränken. Das erste und das letzte Jahr werden durch die Hin- und Rückreise abgegolten. Nach dreijähriger Missionsarbeit an Ort und Stelle verspricht ihnen der dänische Fürst die Verleihung einer gehobenen Pfarrstelle in der Hauptstadt oder in den deutschsprechenden Teilen seines Landes. Das Jahresgehalt von 200 Talern ist fürs erste bei unverheirateten Missionaren nicht kärglich bemessen. Offensichtlich sucht der König bei solchen Bedingungen besonders tüchtige Männer zu gewinnen. Das Missionsexperiment soll nicht von vornherein an der Unzulänglichkeit untalentierter Kräfte scheitern. So verlangt der König

auch, daß die Missionare sich ihm persönlich vorstellen und in seiner Hauptstadt ordiniert werden. Wie er als unumschränkter Herr der lutherischen Staatskirche seines Reiches die Pfarrherrn und Bischöfe persönlich ernannt und sich die Bewerber oft peinlich genau ansieht, will er auch hier das letzte Wort sprechen.

Wahrscheinlich hätte Lütkens' Anfrage die Berliner Freunde in eine peinliche Verlegenheit versetzt, wenn nicht zufällig zwei ehemalige Schüler Langes in Reichweite gewesen wären. Der energische Rektor Joachim Lange schreibt an Bartholomäus Ziegenbalg, der im nahen Werder einen Pfarrer vertritt. Der ahnungslose Pulsnitzer ist völlig überrascht. Sofort melden sich bei ihm die Bedenken an. Das Theologiestudium ist doch kaum begonnen worden. Mitten in seiner Ausbildung soll er abbrechen und sich zum Ordinationsexamen stellen? Sprechen nicht seine Jugend und sein Gesundheitszustand gegen eine Annahme dieses Berufes? Bartholomäus zögert und weicht aus, ohne in seinem Antwortschreiben ein letztes entschiedenes Nein auszusprechen.

Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er drei Wochen später zu einer Hochzeit nach Berlin kommt? Zu seiner großen Überraschung hat man sein Zögern nur als Bescheidenheit und nicht als ernstliche Absage angesehen. Sein Name und der eines anderen Lange-Schülers, eines Mecklenburgers namens Heinrich Plütschau, sind schon nach Kopenhagen gemeldet worden.

Lütkens antwortet unverzüglich. Der König legt ein reichliches Reisegeld bei. Die jungen Theologen möchten sofort aufbrechen, heißt es in dem Schreiben, um noch zu der im November aussegelnden dänischen Flotte zurechtzukommen. Eins ist freilich nicht ermunternd. Die erste Anfrage hat Westindien als Missionsfeld bezeichnet. Jetzt redet der zweite Brief von der afrikanischen Guineaküste mit ihrem mörderischen Klima.

Der Berliner Pastorenkreis wartet noch die Beendigung der achtwöchigen Vertretung in Werder ab. Am 1. Oktober 1705 wird in Berlin eine feierliche Sitzung veranstaltet, in der beide Theologiestudenten noch einmal gefragt werden, ob sie den Ruf

annehmen wollen. Die jungen Männer schauen sich gegenseitig bedeutungsvoll an, und beide lassen sich bestimmen, ja zu sagen. Die Würfel sind gefallen.

Gibt aber Bartholomäus Ziegenbalg wirklich nur nach? Beginnt er zu ahnen, warum ihn Gott bisher zu keinem geschlossenen Studium gelangen ließ? Immer wieder wurde alles durchkreuzt. Hat Gott ihn nicht damit sehr deutlich der normalen Laufbahn eines Pfarrers im Dienst einer deutschen Landeskirche entfremden wollen? Ohne Zweifel erkennt er hellsichtig die große einmalige Möglichkeit, die sein Leben ganz auszufüllen vermag. Von dem todesschwangeren Klima der gefürchteten Guineaküste macht er sich keine falschen Vorstellungen.

Dabei denkt er zugleich weiter als sein königlicher Auftraggeber. Der König scheint fürs erste zufrieden zu sein, wenn das Missionsexperiment überhaupt gelingt und eine kleine afrikanische Gemeinde als bescheidenes Anhängsel der dänischen Kolonialgemeinde entsteht. Ziegenbalg aber strebt einem viel hochgemuteteren Ziel zu. Nicht umsonst ist er in den großen weltweiten Planungen Franckes erzogen worden. Ihm ist er gleich in der Überfülle barocker Unermesslichkeit. Als Kundschafter, der anderen den Weg bahnt, will er angesichts seiner zarten Gesundheit nur an einem Punkt in Afrika einen Anfang machen. Dann läuft das Evangelium von dort aus durch den ganzen schwarzen Erdteil. Besitzt es doch ansteckende Kraft!

Nachdem die Entscheidung gefallen ist, gibt es kein Aufhalten. Es bleibt keine Zeit, in der Heimat Abschied zu nehmen. Im Spätherbst segelt die dänische Flotte in die Kolonien ab, nur dieses eine Mal im Jahre und in keiner anderen Jahreszeit. Soll ein ganzes Jahr unnütz verstreichen? Die von Ziegenbalg sorgfältig aufgebaute eigene Bibliothek muß in Pulsnitz stehenbleiben. Aber Abschiedsbriefe, darunter Zeilen an seinen Lehrer August Hermann Francke, in fliegender Eile und mit verhaltenem Jubel geschrieben, werden abgesandt. Beiden Männern geht es um eine Lebensfrage. Sie rufen die Freunde zur Fürbitte auf.

Bewegten Herzens, von vielen Segenswünschen begleitet, fahren die beiden Reisenden am 8. Oktober 1705 von Berlin mit der Postkutsche nach Rostock. Die Reise verläuft planmäßig. Ein kleines Schiff bringt sie vom mecklenburgischen Hafen zur See nach Kopenhagen. Eine ganze Woche sind sie unterwegs. D. Lütkens nimmt sie freundlich auf. Nicht so Dr. Bornemann, vor dem beide Missionskandidaten das theologische Examen abzulegen haben. Sollen Sie doch als dänische Pfarrer nach vollzogener Ordination ihren künftigen Dienst leisten. In der Prüfung prallt der orthodoxe Herr mit den beiden Franckeschülern zusammen. Absichtlich ist der Bischof auf die theologischen Streitfragen zu sprechen gekommen, in denen die Hallesche Schule eine ganz bestimmte Stellung einnimmt. Offen bekennen die beiden jungen Deutschen ihre theologische Überzeugung. Das genügt, um dem König zu melden, daß beide untauglich seien, denn sie gehören zu den verrufenen Halleschen Pietisten.

Der König in seiner bewunderungswürdigen, inneren Unabhängigkeit bekümmert sich nicht um theologische Gegensätze. Er läßt nur durch ein Handschreiben der Königin, die mit ihrer nächsten Umgebung längst für Halle gewonnen ist, eine einzige Frage stellen: Sind diese Männer tüchtig? D. Lütkens kann nur bejahen. Darauf empfängt der Bischof unverzüglich eine an Deutlichkeit nicht zu übertreffende Aufforderung. In D. Lütkens Gegenwart und in des Hofpredigers Haus sind die beiden jungen Theologen erneut zu prüfen. Auf einmal bestehen beide ihr Examen zur Zufriedenheit des Kirchenfürsten, der dreimal laut äußert: „Ei, wie haben die Männer sich geändert!“ Mit diesem Lob verschleiert der hohe Herr seinen Rückzug. Sind doch erst drei Tage seit dem ersten verunglückten Examen vergangen! Nun steht der Ordination nichts mehr im Wege.

Friedrich IV. will die Missionare selbst kennenlernen. Im Schloß hält Ziegenbalg eine Vorstellungs predigt vor der engeren königlichen Familie über den Missionstext aus Apostelgeschichte 26, 17. 18. Die Predigt ist uns nicht überliefert worden. Der Puls-

nitzer schreibt aber einem Freund, er sei aufs Ganze gegangen und habe seine theologischen Grundsätze und sein Missionsprogramm klar entwickelt. Der Vierundzwanzigjährige muß auf den Königshof einen günstigen Eindruck gemacht haben. Denn von der Stunde an ist die ganze königliche Familie dem jungen Pfarrer und Missionar gewogen. Dieses Vertrauensverhältnis bleibt ungetrübt! Friedrich IV. steht seitdem unentwegt zu Ziegenbalg, dessen glänzende Begabung und persönliche Aufrichtigkeit er sofort erfaßt. Heinrich Plütschau, der bescheidener begabt ist und hinter Ziegenbalg von Anfang an zurücktritt, ohne beiseite gedrängt zu werden, kommt nicht mehr dazu, eine Vorstellungspredigt zu halten. Ob die pietistenfeindliche Hofpartei sie hintertrieben hat, weil man eine zu starke Beeinflussung des Monarchen im Sinne der halleschen Bewegung befürchtete?

Eine große Überraschung kommt dabei heraus. Der königliche Herr ändert das Reiseziel zum drittenmal. Das Missionsexperiment soll in der fernsten Kolonie, in Ostindien, erfolgen! Kaum wird sich der König der Tragweite dieser letzten Entscheidung bewußt gewesen sein. Nicht zu armen Negern und Sklaven auf niedriger Kulturstufe sollen die Boten ziehen. Die Kraft des Evangeliums soll sich in Indien, im Land der Religionen, erweisen! Im Wunderland Indien soll Ziegenbalgs Wirkungskreis liegen. Dorthin blickt die europäische Öffentlichkeit bereits mit wachsendem Interesse, während Afrika noch über hundert Jahre der dunkle Erdteil bleibt, um den man sich nicht ernsthaft bemüht. Ostasien lockt viel mehr, die weite Ferne!

Wohlmeinende Freunde am Königshof und in der Stadt rüsten die beiden Sendboten mit der unentbehrlichen Reiseausstattung für die lange Seefahrt aus. Am 29. November 1705 begeben sich die beiden Missionare auf das Schiff „Prinzessa Hedwiga Sophia“. Tags darauf wird der Anker gelichtet. Die ganze Schiffsreise mutet wie eine „Akademie des Todes“ an. So nennt sie Ziegenbalg später. Am ersten Tag stürzt ein Zimmermann auf Deck und stirbt. Ein Matrose wird am gleichen Tage noch glücklich aus

den Fluten gefischt. Widrige Winde halten sie an der Küste fest. Erst am 15. Dezember segeln die Indienfahrer ins offene Meer, in die Nordsee. Beide Missionare werden seekrank. Die Kälte setzt ihnen arg zu. Kurz vor Schottlands Nordspitze senken sie einen Knaben in den weiten, stillen Kirchhof auf dem Meeresgrund.

Sturm herrscht auch auf dem Schiff. Des Kapitäns Gesicht verfinstert sich, als er die beiden königlichen Passagiere am ersten Tage erblickt. Auch des Schiffspredigers Antlitz zu seiner Rechten leuchtet nicht verheißungsvoll. Sonderliche Heilige, königliche Aufpasser, Sittenrichter meinen beide Dänen in den Missionaren erblicken zu müssen. Doch gibt sich das alles bald.

Die beiden jungen Missionare erleben unterwegs viel Schönes. Mit offenen Augen und empfänglichem Gemüt beobachten sie alles. Oft sitzen sie oben an Deck, beschauen nachts schweigend die Herrlichkeit des tropischen Sternenhimmels, während das Schiff wie ein Pfeil dahinfliegt. Sie befinden sich an Afrikas Küste. Sie bewundern die Unermeßlichkeit des in allen Farben aufleuchtenden Meeres. Alles stimmt sie zur Anbetung. Instrumentalmusik erklingt. Manches Danklied steigt zum Himmel. Die Missionare ergötzen sich an den vielen Fischen, die sich oft um das Schiff sammeln, wenn der Wind abflaut und es ruhig in der See liegt. Einen ganzen Tag umschwimmt ein sogenannter Seeteufel, der abscheulich aussieht, unablässig das Schiff. Die Matrosen getrauen sich nicht, im Meer zu baden. Vergeblich sind auch alle Versuche, ihn zu fangen.

Doch die ernsten Eindrücke überwiegen. Auftauchende Schiffe ängstigen die Schiffsmannschaft. Die Kanonen werden bestückt. Sind es französische Kaperschiffe oder arabische Seeräuber? Sie entgehen in einem Wettsegeln glücklich der Verfolgung. Vom Wind werden sie bis an die Küste Brasiliens abgedrängt und dann so tief in das südliche Polarmeer, daß die direkte Fahrt nach Indien wahrscheinlich kürzer ist als die über Kapstadt. Doch wagt man keinen direkten Kurs zu segeln, da die Windverhältnisse auf dieser Route unbekannt sind. Im weiten Bogen kreuzen sie Kap-

stadt an. Alles sehnt sich nach frischen Speisen und Getränken. Das schimmlige Brot, das saure Bier und das stinkende Süßwasser haben sie satt.

Nach erquickendem Aufenthalt in Kapstadt unter den vielen Deutschen, nach Wanderungen zu den heidnischen Hottentottenstämmen wird am 8. Mai 1706 Kapstadt Lebewohl gesagt. Der Kurs geht auf Madagaskar. Das Meer wirkt dort majestätischer und wilder als im Atlantik. Die über die weiten Wasserflächen dahinjagenden Stürme haben größere Gewalt. Hoch gehen die Wogen. Sie rollen dahin mit ihrem weißen Schaum. Das Schiff ist in die stürmischste Gegend der Weltmeere gelangt. Tage kommen, in denen Donner, Hagel und Blitz einander pausenlos folgen und die Gewitterorkane nicht aufhören wollen. Mastbäume splittern. Das Schiff legt sich schwer auf die Seite und kommt kaum gegen die See auf. Alles im Schiff wird wild durcheinandergeworfen. Endlich kommt Madagaskar in Sicht und kurz darauf Mauritius.

Die Fahrt wird wieder ruhiger. Beide Missionare besitzen eine gemeinsame Kabine. In diesem Arbeits- und Schlafgemach studieren sie tagsüber viele Stunden. Bartholomäus Ziegenbalg beginnt jetzt eine Erbauungsschrift über die „Allgemeine Schule der Weisheit“ zu schreiben. Er widmet sie der dänischen Prinzessin Hedwiga Sophia, der Schwester des Königs, nach der das Schiff benannt ist. Sie ermöglicht später die Drucklegung in Leipzig.

Noch einmal geht es knapp am Tod vorüber. Vor Ceylon erkennen die Schiffsleute, daß sie in klippenreiche Untiefen geraten sind. Das Schiff fliegt wie ein Pfeil dahin. Ein Schrei! Vom Mastkorb aus sind zwei gefährliche Felsen im Wasser gesichtet worden, erkennbar am Abprallen der Wellen. Jeder macht sich auf sein letztes Stündlein gefaßt. Die Gefahr wird noch einmal abgewendet. Sie geraten dabei so dicht an die Küste von Ceylon, daß sie die Elefanten am Ufer arbeiten sehen.

In Ziegenbalgs Erstlingssschrift schauen wir in das Herz des Vierundzwanzigjährigen. Alles Erleben spiegelt sich darin. „Aus

kindlichem Vertrauen und aus der lebendigen Hoffnung gegen Gott wird in der Seele die schöne Tugend der Gelassenheit geboren. Sie ist das Fundament der innerlichen Gemütsruhe und der Seelen Frieden. Der in Gott gelassene Mensch steht mitten unter den allerhärtesten Anfechtungen in einer leiblichen Zufriedenheit und läßt sich durch nichts in seiner Ruhe verstören. Diese Gelassenheit bringt es mit sich, daß man in allen Stücken vergnügt und zufrieden sei, Gott mag uns geben, so viel oder so wenig er immer will, beides, in geistlichen und auch weltlichen Dingen. Stehet also einer in geistlichen Anfechtungen und hat er weder innerlichen noch äußerlichen Trost, so lässt er sich damit vergnügen, daß er weiß, daß es Gott nicht anders haben will. In Summa, ein gelassener Mensch ruhet gänzlich in Gott, der sein Ursprung und höchstes Gut ist, außer welchem alles andere ihm lauter Schmerz zu sein scheint.“

Vernehmen wir hier nur die Stimme aus den alten spanischen Klöstern? Dort hat man zuerst das Lied von der Liebe zu Gott angestimmt, die uninteressiert ist am eigenen Wohlergehen, wenn nur die Verbindung mit ihm erhalten bleibt! Ist es nur mystischer Nachklang aus der Görlitzer Gymnasiastenzeit, ehe Ziegenbalg jetzt Indien, das Land der Mystik, betritt? Und doch ist es etwas anderes, ein heilsames Gegengewicht gegen den glühenden Aktivismus in der Brust eines jungen Missionars, der wie im Sturmschritt Indien für das Evangelium zu erobern gedenkt. Denn auch das klingt in wohlgemuten Worten aus seiner Erstlingssschrift.

Das Büchlein hätte doppelt so stark werden sollen, aber früher, als nach den Erfahrungen zu erwarten ist, liegt die „Sophia Hedwiga“ vor Trankebar, dem Hafen der schmalen dänischen Handelskolonie an der südindischen Küste. Am 9. Juli 1706 heißt es: Bis hierher hat der Herr geholfen. Die große Freude darüber weht uns noch heute aus dem vergilbten Reisebericht Ziegenbalgs entgegen.

Unerwünscht auf indischem Boden

Die Privilegierte Dänisch-Ostindische Handelskompanie hat genug Verdruß mit dem Trankebarer Hafen. Der südindische König von Tanjour hat ihr den untauglichsten Küstenstrich mit einigen bedeutungslosen Fischerdörfern abgetreten. Weit draußen müssen die Schiffe vor Anker gehen. Die Anlandungen der Passagiere und die Entladung der Schiffsgüter erfolgt in schmalen Booten, die eine nicht ungefährliche Brandung zu durchqueren haben. Dabei kommt es immer wieder zu bedauerlichen Unglücksfällen. Ertrunkene sind zu beklagen und Frachten gehen verloren.

Tritt man in die dänische Handelsstadt Trankebar ein, meint man zuerst, in eine deutsche Kleinstadt zu kommen. Eine Stadtmauer mit Toren und Graben schützt sie. Auf der Hauptstraße reiht sich ein Haus an das andere. An der Königstraße erhebt sich die dänische Zionskirche im heimatlichen Baustil mit Kirchturm. Selbst ein Marktplatz und eine Zitadelle fehlen nicht. Ein Europäerfriedhof mit seinen Barockgrabdenkmälern erinnert auch ganz an daheim. Doch das ist nur der erste Eindruck. In der Stadt wohnen zahlreiche heidnische Tamulen. Mehrere Tempelanlagen befinden sich innerhalb und außerhalb des Mauerkranzes. Neben einer Moschee sieht man eine kleine katholische Kirche mit eigenem Friedhof. Alles ist anheimelnd und fremdartig zugleich.

Für die Missionare ist das Ende der siebenmonatigen Seereise gekommen. Das lang ersehnte Trankebar liegt vor ihren Augen. Am Strand stehen Inder. Nur die schäumende Brandung trennt sie noch von dem Volk, dem ihr Dienst gilt. Boote legen an der Bordwand an. Passagiere, Matrosen und die Ladung werden zum Strand gebracht. Für die Missionare finden sich angeblich tage lang keine Boote, die sie an Land setzen können. Der Kapitän möchte den Missionaren einen Streich spielen. Er ist schwer erzürnt, weil Plütschau ihm, dem Inhaber aller Polizeigewalt auf dem Schiff, entgegengetreten ist, als er eine in Kapstadt zugestiegene verheiratete Frau zu belästigen begann. Ein deutschstämmi-

ger Kapitän eines anderen Indienseglers holt kurz entschlossen die beiden Deutschen auf sein Schiff herüber und läßt sie von dort an Land setzen.

Diesen Augenblick paßt ihr alter Kapitän ab und spielt den beiden Missionaren angesichts einer großen Zahl von Indern eine widerliche Szene. Bedroht er doch die Tamulen, die die Ankommelinge vom Boot aus durchs Wasser ans Land tragen, mit Stockschlägen und verflucht die Sendboten überdies hemmungslos.

Es soll noch schlimmer kommen. Ein vor vier Wochen angekommenes Schiff hat bereits die neue Sensation, daß deutsche Missionare kommen, in Trankebar bekanntgemacht. Jetzt alarmiert der rachsüchtige Schiffskapitän die ganze Stadt und hetzt sie gegen die Männer auf. Das Ergebnis läßt nicht auf sich warten. Der Eintritt in die Stadt wird ihnen am Stadttor verweigert. Sechs Stunden müssen sie in der Wachstube warten. Inzwischen sind ihnen schweigend ihre Begleitschreiben abgenommen worden. Endlich stellt sich der allgewaltige Kommandant der Kolonie, Hassius, mit einigen Herren des Geheimen Rates in Begleitung der beiden Kolonialpfarrer ein. Die Missionare werden sehr unsanft angefahren, was sie denn hier zu suchen hätten. Als der unnahbare Herr jedoch des Königs Siegel auf dem vorgelegten Beglaubigungsschreiben erblickt, wird er still. Immerhin bemerkt er gering-schätzicg, daß man sie vielleicht in der dänischen Schule beschäftigen könne. Sie habe zur Zeit keinen Lehrer. Dann würden sie nicht müßig herumsitzen. Schließlich wendet die Kommission den Missionaren den Rücken zu und geht, ohne sich um sie weiter zu kümmern, in die Stadt zurück, um grußlos auf dem Markt eilig auseinanderzustreben; die Missionare sind ihnen bis dorthin einfach nachgesritten.

Nun stehen sie wieder für Stunden einsam und verlassen auf dem Marktplatz. Wie auf eine geheime Verabredung beachtet sie niemand. Endlich, da es dunkelt, erbarmt sich ihrer ein deutschsprachiger Däne namens Attrug und vermittelt ihnen bei seinem Schwiegervater Hans Paulsen eine Herberge für die Nacht. Hans

Paulsen räumt ihnen dann ein eigenes Haus an der Stadtmauer inmitten des Wohnbezirkes der sogenannten Portugiesen ein. Nun wohnen die Missionare im ärmsten und verrufensten Viertel der Stadt unter indischen Sklaven und Mischlingen. Von den Europäern werden die Ankömmlinge weiter geflissentlich gemieden. Sieht man doch in ihnen vom dänischen König ausgesandte Spione, die den Kolonialweißen auf die Finger sehen werden. Haben sie nicht dem Schiffskapitän der Hedwiga Sophia gegenüber die erste Kostprobe geliefert? Werden sie sich nicht auch in Trankebar in alle fremden Privatsachen einmischen?

Es sind nicht die besten Elemente, die sich in den Kolonien ein Stelldichein geben. In dem entnervenden und sittlich erschlaffenden Klima des Landes, in dieser ganzen überschwülen Sinnlichkeit, die es ausatmet, geben sich die Kolonialweißen nur zu schnell einer schrankenlosen Ungebundenheit hin. Man ist doch in das Land gekommen, um möglichst schnell ein Vermögen zusammenzuraffen und dann heimzufahren.

Vor allem der Kommandant Hassius, ein geborener Dresdener, freut sich keineswegs über seinen neuen sächsischen Landsmann. Zu viel hat er bereits auf dem Kerbholz: Schiffsplünderung, Juwelendiebstahl, Verdacht auf Giftmord gehören zu den Delikten, in die der schlaue Fuchs verwickelt ist. Er ist ein vollendet Meister in einer Welt der Korruption, die in Indien an der Tagesordnung ist. Die Missionare müssen wieder aus Trankebar verschwinden, ist sein Vorsatz. Nur über die zweckmäßigste Methode ist er mit sich selbst noch nicht eins. Wenn er wenigstens wüßte, wie die Direktoren der Dänischen Handelskompanie zu dem ganzen Missionsexperiment stehen.

Die beiden dänischen Kolonialpfarrer denken auch nicht daran, die beiden Missionare anzuerkennen. Der dänische Oberpfarrer fühlt sich persönlich schwer beleidigt, daß ihm diese beiden jungen Geistlichen nicht dienstlich unterstellt sind. Die ersten Missionsinstruktionen verraten in ihrer Unsicherheit, daß man sich bewußt ist, Neuland zu betreten. Doch eins ist in ihnen ganz deutlich.

Die Missionare unterstehen dem König ganz unmittelbar und keiner Zwischenbehörde. D. Lütkens muß es geahnt haben, daß dieser Versuch einer gewissen Bewegungsfreiheit bedarf und sich nur in verständnisvoller Freundschaft, nicht aber in drückender Abhängigkeit von einer dänischen Kolonialgemeinde entfalten kann. Zu dieser vertrauensvollen Nachbarschaft und Hilfsbereitschaft verstehen sich aber die beiden dänischen Ortsgeistlichen von Anfang an nicht. Sie passen sich der ablehnenden Haltung der Europäergemeinde an, wenn auch mit einem schlechten Gewissen. Bleiben sie doch auch nur drei Jahre. Die äußere Kirchlichkeit unter den Europäern ist untadelig. Das andere aber geht sie nichts an, was sich in den Häusern und bei den Geschäften abspielt.

Schwer verstimmt über die Ankunft der beiden evangelischen Missionare ist auch der Jesuitenpater Guevara. Das hat ihm gerade noch gefehlt. Für seine verwahrloste Gemeinde hat er nicht viel Zeit übrig. Dafür bewährt er sich als ein in allen Schlichen erfahrener Geschäftsmann. Bei seinem intimen Freund, dem Kommandanten Hassius geht er ein und aus. Durch eine stillschweigende Übereinkunft gilt in Trankebar die katholische Kirche als Staatsreligion für alle Mischlinge und Sklaven der Protestanten. Auch die unehelichen Kinder der Weißen werden der katholischen Gemeinde zugeschoben. Die katholische Portugiesengemeinde ist völlig in der Hand ihres Priesters. Er versteht es, sie durch eine rücksichtlos und willkürlich gehandhabte Kirchenzucht fest in der Hand zu behalten. Ist ihm doch die niedere Gerichtsbarkeit zugesprochen. Wer ihm unter seinen Schäflein zu nahe tritt oder aus irgendeinem Grund seinen Unwillen erregt, wird auf sein Geheiß auf dem katholischen Friedhof ausgepeitscht. Wenn es hoch kommt, predigt er drei- oder viermal im Jahr. Tamulisch versteht er nicht. Die katholischen Orden missionieren in Ostasien bereits über 150 Jahre. Nach dem ersten großartigen Schwung ist ein trauriger Verfall eingetreten. Doch hat sich die katholische Mission eingebürgert. In den einheimischen katholischen Christen sehen die europäischen Kolonialverwaltungen willkommene Hel-

fer, die man als Kolonialbedienstete und Verbindungsleute zu den Einheimischen gut verwenden kann. Eine neu hinzutretende evangelische Mission muß folgerichtig bei den auf schnellen Gewinn eingestellten Europäern als Störenfried alter, eingefahrener Beziehungen erscheinen. Der Jesuitenpater ist schlau genug, diese Stimmung auszunutzen.

Hat nicht der Jesuitenpater richtig vorausgesehen? Die beiden evangelischen Sendboten müssen zuerst an der bequemen Methode Anstoß nehmen, daß alle einheimischen Hausbedienstete evangelischer Familien der katholischen Kirche zugeschoben werden. Nach dem lutherischen Katechismus gehört das Gesinde mit zur Familie und unter die religiöse Betreuung des Hausvaters. Als Ziegenbalg die bisherige Praxis anficht, widerspricht Hassius merkwürdigerweise nicht. Vielmehr ist er sofort bereit, als Präsident des evangelischen Ortskonsistoriums eine Verfügung vorzubereiten, die allen evangelischen Haushaltungen befiehlt, Sklaven und Sklavenkinder nunmehr den Missionaren zum evangelischen Taufunterricht zuzuführen. Da werden die Weißen murren und sich weithin nicht daran halten. Die Missionare aber werden sich ärgern, wenn die Kolonialweißen diese Verordnung sabotieren. Sie sollen nur merken, denkt Hassius, wie unbeliebt sie sind. Der in allen Intrigen wohlbewanderte Jesuitenpater wird sich noch enger an den Kommandanten anschließen und die Widersetzlichkeit fleißig schüren. Da kann sich Hassius noch ganz im Hintergrund halten.

Wer aber soll Ziegenbalg und Plütschau gegen diese geschlossene Front schützen? Und wird nicht die ganze Missionsarbeit von Anfang an verhängnisvoll unterwühlt? Wie sollen sie sich gegenüber diesen fragwürdigen Vertretern der alten Christenheit behaupten, die sie um keinen Preis aufkommen lassen wollen?

Gott hilft auf ganz schlichte Weise. Auf der Überfahrt nach Indien haben die beiden Missionare den an Bord befindlichen deutschen Landsleuten, vor allem den für Trankebar bestimmten deutschen Kolonialsoldaten, Gottesdienste gehalten, da der dänische Schiffsprediger der deutschen Sprache nicht mächtig war.

Einen von diesen Mitreisenden trifft Plütschau bei einem Ausgang auf der sogenannten Klingenbergischen Batterie als kranken Wachsoldaten wieder. Der Missionar hilft ihm nach Kräften. An einem Nachmittag steht kurz vor fünf Uhr dieser Soldat als Genesener vor dem kleinen Missionshaus an der Stadtmauer und will sich bedanken. Plütschau ist über diesen Besuch hoch erfreut, bescheidet ihn aber auf eine andere Stunde. Beide Missionare halten nach einer von ihnen selbst festgelegten Ordnung täglich von fünf bis sechs Uhr ihre gemeinsame Andachtsstunde, von der sie unter keinen Umständen abgehen. Der Soldat möchte daran teilnehmen. Auch der Hinweis, daß für ihn und seine deutschen Kameraden die beiden dänischen Geistlichen zuständig sind, macht ihn nicht irre. Von jetzt an stellen sich deutsche Soldaten mit ihren Frauen in immer größerer Zahl zur Betstunde ein. Besteht doch die Hälfte der europäischen Bevölkerung aus deutschen Landsleuten, vorwiegend aus Soldaten.

Ganz unversorgt sind sie bisher nicht gewesen. Die beiden dänischen Pfarrer, die nicht deutsch sprechen, haben den Soldaten einen deutschen Wochengottesdienst einräumen müssen. Ein heruntergekommener Student der Rechtswissenschaft hält eine bezahlte deutsche Predigt, die immer einen schlechten Nachgeschmack hinterläßt. Der Hilfsprediger ist als rührseliger Alkoholiker stadtbekannt. Von einer zufriedenstellenden Betreuung kann also nicht gesprochen werden. Ziegenbalg freut sich jeden Tag auf diese Betstunde, die sich in allen täglich neu auftauchenden Schwierigkeiten als eine Kraft- und Freudenquelle bewährt. Die zweiundzwanzig vorhandenen deutschen Gesangbücher reichen nicht aus. In einem der nächsten Briefe geht die Bitte um fünfzig neue Gesangbücher in die Heimat.

Offen besprechen die beiden Sendboten die ganze Angelegenheit mit dem Kommandanten. Eigenmächtig möchten sie nicht handeln und keinesfalls den dänischen Amtskollegen in den Weg treten. In der gereizten Atmosphäre, in der sich die Missionare tagtäglich bewegen müssen, wollen sie alles aufbieten, um ihre be-

tonte Korrektheit unter Beweis zu stellen. Inmitten der dänischen Gemeinde gehen sie in der Zionskirche zur Beichte und zum heiligen Abendmahl. Die beiden dänischen Geistlichen müßten sich doch freuen, wenn sich die Möglichkeit einer besseren und würdigeren Betreuung der deutschen Soldaten ergibt. Sind diese harten Gesellen des Kriegshandwerks nicht fern der Heimat besonderen Gefahren sittlicher und religiöser Verwilderung ausgesetzt? Doch der dänische Oberpfarrer sieht nur den angeblichen Eingriff in sein Amt und schwingt das Kriegsbeil. In einer Sonntagspredigt verdonnert er die ahnungslosen Missionare, die mit der dänischen Gemeinde dem Gottesdienst beiwohnen. Ihre Betstunden nennt er unzulässige Predigtversammlungen und Winkelgottesdienste. Die Sendboten prangert er als falsche Propheten und Irrgeister der halleschen Schwärmerie an.

Betrübt wandern an diesem Sonntag die Missionare in ihr Haus an der Stadtmauer zurück. Aber dann knien sie nieder und danken Gott, daß er sie gewürdigt habe, um ihres Auftrages willen einmal Schmach zu tragen. Sie bitten Hassius um Vermittlung. Sind sie doch von einer unbedingten Versöhnungsbereitschaft besetzt. In der nun folgenden Aussprache bei Hassius wird vieles von den Plänen der Missionare sichtbar, auf die sich Hassius in seiner Vernichtungsstrategie nunmehr einstellt. Ziegenbalg betont sehr deutlich ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit als nur dem König unmittelbar unterstellte Missionare. Der Pulsnitzer hält nicht hinter dem Berg. Ihr Häuschen sei jetzt als eine Notkirche anzusehen. In ihr haben sie Vollmacht, Gottes Wort zu verkündigen, bis sie eine eigene Missionskirche besitzen. Diese Freiheit der Predigt „sei, in welcher Sprache es immer wolle“, ihr heiliges Recht. Das ist fürwahr eine stolze Sprache von Männern, die sich nicht unterdrücken lassen wollen. Ob die beiden jungen Deutschen dabei taktisch klug vor Hassius gehandelt haben, ist eine andere Frage. Vielleicht fühlen sie richtig, daß nur eine harte Entschlossenheit den Würgegriff lockern kann.

Ziegenbalg entwickelt sich zu einem klugen Taktiker, der seinen

Gegnern zu begegnen weiß. Er pocht auf den offenkundigen Vertrauensbeweis der deutschen Söldner. In dem Hin und Her des Gespräches einigt man sich schließlich auf die Verlegung der deutschen Betstunden in die dänische Zionskirche. Jetzt erhalten die Missionare den Auftrag dazu. Ziegenbalg verlangt noch einige Sicherungen. Nicht eher will er mit deutschen Wochengottesdiensten beginnen, bis die dänischen Prediger durch feierlichen Handschlag zustimmen. Damit müssen die Dänen die von ihnen als Irrgeister verschrieenen deutschen Pastoren notgedrungen wieder, und zwar in feierlicher Form, als rechtmäßige Diener am Wort anerkennen. Bei dieser Gelegenheit überrascht sie Ziegenbalg mit einer zweiten Forderung: Sie sollen ihre Zionskirche für Heidenpredigt und Heidentaufen zur Verfügung stellen. Damit vollziehen die dänischen Kollegen eine öffentliche Anerkennung des Missionswerkes angesichts der ganzen Stadt und strafen sich nunmehr selbst Lügen, wenn sie die Mission weiter anfeinden.

Der Kommandant geht merkwürdigerweise auf alles bereitwillig ein. Seine Gedanken kann niemand lesen. Ja, er wünscht den dänischen Pfarrern eine recht schmähliche Niederlage, damit deren Groll gegen die Missionare sich noch tiefer in ihr Gemüt eingräbt. Der Graben zwischen den deutschen und den dänischen Geistlichen kann nicht tief genug werden. So schlau aber ist Hassius doch, daß er merkt, daß er selbst auch eine Niederlage einstecken muß. Inmitten einer mißtrauischen indischen Umgebung ist der Kommandant einfach auf seine deutschen Soldaten angewiesen. Sie sind nun einmal für die deutschen Pastoren eingenommen. Sie erbittern, heißt ein gefährliches Spiel treiben.

Hassius muß die ersten Waffen gegen sich selbst schmieden, ob er will oder nicht. In den kommenden schweren Auseinandersetzungen zwischen ihm und den Missionaren, von denen wir hier erst das Vorspiel erleben, stehen die deutschen Soldaten eindeutig auf Seiten der verfolgten Gottesboten. Der Kommandant wird dadurch immer neu zum Einlenken und Lavieren genötigt. Es sind zu viele und unverdächtige Augenzeugen, die seine Untaten nun-

mehr in die Heimat berichten können. Als man später die Missionare finanziell aushungern will, da andere Methoden nicht zum Ziel führen, tragen diese Soldaten stillschweigend und unaufgefordert ihre sauer verdiente Löhnnung ins Missionshaus und helfen Notzeiten zu überbrücken. Was diese deutschen Brüder, unter denen manch verlorener Sohn noch zur Besinnung kommt, menschlich gesprochen, für die Überwindung der ersten Missionshindernisse bedeuten, läßt sich nur ahnen. Es ist ein Hoheslied schlichter Treue einfacher Menschen.

Sehr bald verwirklicht der großzügig denkende und arbeitende Ziegenbalg den Plan einer europäischen Bibliothek mit Hilfe europäischer Freunde, nachdem er den empfindlichen Mangel an Bibeln, Gesangbüchern und Erbauungsschriften unter der weißen Kolonialbevölkerung entlang der indischen Ostküste entdeckt hat. Überraschend schnell wird diese Einrichtung an allen Küstenplätzen Ostasiens bekannt. Englische, französische, holländische, portugiesische, selbst spanische Andachtsbücher und Bibeln werden aus Trankebar angefordert. Ziegenbalg weiß immer Rat zu schaffen. Zahllose Bücherpäckchen wandern aus der kleinen Stadt hinaus.

Der unmittelbaren religiösen Not christlicher Europäer sucht Ziegenbalg zu begegnen. Er weiß, welchen schlechten Anschauungsunterricht zuchtlose und sittlich verwilderte Weiße aus den alten christlichen Ländern einem Heidentum darbieten, das erst innerlich für das Christentum gewonnen werden soll. Der Segen seiner Bemühungen ist nicht ausgeblieben. Mit steigendem Vertrauen dankt man in den benachbarten holländischen und englischen Küstenstädten den Missionaren für diese Sorge. Früher oder später muß das auf Trankebar zurückwirken. Noch ist es nicht so weit. Wir ahnen Gottes verborgenes Walten.

—

Der Weg zu den Indern

Die Trankebarer Kolonialeuropäer scheuen das Licht des Tages, wenn sie sich in das verrufene Quartier der armseligen indischen Sklaven und Mischlinge begeben. Die frei geborenen Tamulen meiden geflissentlich die sogenannten Portugiesen. Und hier wohnen die Missionare! Fremdlinge sind sie unter den Kolonialweißen, beargwöhnt von ihnen. Aber zu den Portugiesen und den Tamulen ist der Kontakt überraschend schnell hergestellt.

Die Nachricht von ihrer Ankunft hat sich unter den Einheimischen rasch herumgesprochen. Schon im Landungsboot bietet sich ihnen ein zwanzigjähriger Inder Modaliapa als Diener an; aus seiner Zeichensprache entnehmen sie es. Ziegenbalg versucht auf dänisch eine Unterhaltung anzuknüpfen. Doch der Tamule versteht neben seiner Muttersprache nur noch das Portugiesische, das damals auf allen europäischen Niederlassungen in Indien als Verkehrs- und Handelssprache eingebürgert ist. Sind es doch die Portugiesen gewesen, die zuerst in Ostasien Handel getrieben haben. Nur gut, daß der freundliche Hauswirt Hans Paulsen als Dolmetscher dienen kann. Nun erfährt Ziegenbalg, daß Modaliapa aus einem alten und angesehenen indischen Geschlecht stammt, das seine Reichtümer eingebüßt hat und im Dienst der dänischen Handelskompanie sein Leben fristet.

Schon nach achttätigem Zusammenleben mit den beiden Missionaren erklärt Modaliapa, für immer bei ihnen bleiben zu wollen. Selbst nach Europa möchte er sie nach ihren drei indischen Dienstjahren begleiten. Die beiden Missionare freuen sich über diesen Entschluß. Doch soll Modaliapa Christ werden und die deutsche Sprache lernen. Nachdem Ziegenbalg sich durch Hans Paulsen in die Anfangsgründe des Portugiesischen hat einführen lassen, beginnt der Unterricht. Ein in Batavia gedrucktes Neues Testament in Portugiesisch und eine portugiesische Anweisung zur Erlernung des Lateinischen helfen beiden Missionaren weiter. Modaliapa lernt überraschend leicht im Umgang mit ihnen die deutsche Sprache.

Ziegenbalg sinnt in die Ferne. Wie schnell werden die drei indischen Dienstjahre dahineilen, und dann heißt es, die Zelte abzubrechen. Sollte ein indischer Christ, der an einer deutschen Universität studiert — für Ziegenbalg kommt nur Halle in Frage —, nicht dort wesentliche Arbeit für die Missionierung Indiens leisten können? Modaliapa in den Franckeschen Stiftungen und die Waisenhausbuchhandlung als Verleger einer tamulischen Bibel und tamulischer Andachtsbücher, die in Halle gedruckt werden! Versteht nicht ein Tamule sein Volk besser und erreicht er nicht leichter sein Ohr als fremde Missionare aus einer völlig anderen Welt? Modaliapa soll einmal nach Halle als Übersetzer ziehen.

Noch zwei andere Diener haben die Missionare angenommen. In dem entnervenden indischen Klima vermag ein Weißer ohne die stete Hilfe von Indern einfach nicht zu existieren. Körperliche Arbeit zu verrichten, ist dem Europäer in der erbarmungslosen Gluthitze des südindischen Landes auf die Dauer schlechterdings unmöglich. Im indischen Volk aber ist durch das Kastensystem eine so starke Berufsspezialisierung eingetreten, daß ein Wasserträger niemals an einen Herd tritt, und der Gärtner unter keinem Preis die Wäsche des Europäers waschen oder einmal den Koch vertreten würde. Jeder bleibt in dem eng umschriebenen kleinen Kreis seiner Berufspflichten. So gehören zu jedem Europäerhaushalt für die nötigen Hilfeleistungen eine ganze Anzahl von Dienstern. Auch die beiden anderen Diener der Missionare erklären, daß sie Christen werden wollen. So stark ist das Vertrauen zu diesen lauterden Sendboten, die sich durch ihre innere und äußere Haltung leuchtend von den zuchtlosen Kolonialeuropäern abheben.

Unermüdlich wird im Missionshaus an der Stadtmauer Portugiesisch gelernt. Bald ist eine Verständigung mit der Umwelt möglich. Die ersten portugiesisch sprechenden Inder betreten das Haus. Vier Monate nach der Landung wird bereits mit fünf dieser Portugiesen ein Taufunterricht eröffnet.

Wie August Hermann Francke hat auch Ziegenbalg die Kinder

im Blickfeld. Zwei portugiesische Waisenkinder werden ins Haus genommen. Sind nicht Kinder und Studenten für Francke in Halle die wertvollsten Wegbereiter und Mitarbeiter? Ziegenbalgs ganze und ursprüngliche Liebe gehört vom ersten Tag an, da er indischen Boden betritt, der indischen Jugend. Vor seinem inneren Auge ersteht schon eine große indische Missionsschule. Christlich erzogene indische Jugend wird in ihr als zukünftige Lehrer, Käthechen und Landprediger erzogen werden. Indische Christen werden einmal auf indischen Landstraßen wandern und in die Dörfer das Evangelium hineinragen. Indien ist das Land der Dörfer.

Die beiden tamulischen Waisenkinder bilden tatsächlich die Keimzelle eines kleinen Halleschen Waisenhauses in Trankebar. Am 1. Oktober 1706, als sich zum ersten Mal der Tag der feierlichen Verpflichtung in Berlin jährt, deutet Ziegenbalg seinen Freunden in der Heimat an, daß er noch viele arme, verlassene tamulische Kinder zu kaufen gedenke. Die Heimat möge nur reichlich Geld senden. Der Kinderkauf ist damals eine in Indien übliche Form gewesen, durch die sich unwillige oder verarmte Verwandte dieser Waisen mit Anstand ihrer Verantwortung an ihnen entziehen. Allmählich ist ein reich gegliedertes Missionsschulwesen in Trankebar entstanden, als der Gabenstrom der Heimat einsetzt. Lehrplan und Lebensordnung der Unterrichtsanstalt gestaltet Ziegenbalg in abgewandelter Form dem halleschen Vorbild nach.

Stimmungsvolle Bilder tauchen auf. Des Abends, wenn die Sterne aufziehen, setzt sich der junge Missionar unter diese Kinder, um mit ihnen zu der stillen Welt der Sterne aufzublicken. Dann erzählt er ihnen von den Schülern der Franckeschen Anstalten, die eine Schul-Sternwarte besitzen. Werden sie an uns denken, wenn sie wissen, daß wir auch die Sterne betrachten? fragen die Tamulenkinder.

Selbst der Unterricht in deutscher Sprache ist an den Missionschulen vorgesehen. Die künftigen Missionare sollen vom ersten Tag ihrer Ankunft an unter den Kindern arbeiten können, ohne durch die Sprachmauer zu sehr gehemmt zu sein.

Die Missionare entdecken, daß die Sklaven und Mischlinge ein ganz verderbtes und verwahrlostes Portugiesisch sprechen. Hier setzt ihr ernstes Bemühen ein, ihnen ein besseres Portugiesisch beizubringen. Die portugiesische Literatur, die sie für diese armen Menschen schaffen, soll im besten Portugiesisch geschrieben sein. Ziegenbalg verfaßt selbst einige kleine portugiesische Büchlein. Auch ein portugiesisches evangelisches Gesangbuch entsteht.

Doch drängt die ganze Zielstrebigkeit Ziegenbalgs zu den frei geborenen Indern, die nicht in steter Angst und Haltlosigkeit wie viele Sklaven und Mischlinge dahinkümmern. Wie stolz tragen die Tamulen ihren Heidenglauben zur Schau. Jeden Morgen bemalen sie sich vor ihren Hütten die Stirn mit dem Götzenzeichen. Heilige Asche wird dazu verwendet. Dieses stolze Volk spricht nicht portugiesisch. Muß nicht auch Tamulisch gelernt werden, und wer ist Sprachmeister? Unter den Europäern in der Trankebarer Kolonie versteht nicht ein einziger diese Sprache. Aber ein Anfang muß gemacht werden! Bereits sieben Wochen nach ihrer Ankunft bitten die Missionare einen alten siebzigjährigen tamulischen Schullehrer in ihr Haus und lassen ihn dort Schule halten. Ziegenbalg und Plütschau sitzen inmitten der Kinder im Sande. Sie schreiben darin die kunstvoll verschlungenen und formschönen tamulischen Schriftzeichen und Wortbilder nach, aber sie verstehen doch nicht den Sinn der Worte. Der alte Lehrer ist des Portugiesischen nicht mächtig. Was soll nun werden? Zur rechten Zeit hört Ziegenbalg von einem indischen Dolmetscher Aleppi, der neben seiner tamulischen Muttersprache Portugiesisch, Holländisch, Dänisch und sogar etwas Deutsch versteht. Er ist ein richtiges Sprachgenie. Aleppi kommt willig zu den Missionaren.

Wer von beiden wird tamulisch treiben? Wenn sich die aufgewendete Mühe lohnen soll, muß einer von beiden einige Jahre länger in Indien verweilen. Der Vertrag läuft auf drei Jahre. Ziegenbalg wagt nicht, sich selbst dafür zu entscheiden; denn er ist kaum von einer schweren Krankheit aufgestanden. Beide Männer bitten Gott, er möge ihnen durch das Los seinen Willen zeigen.

Ausgerechnet den sprachlich geringer begabten Plütschau trifft das Los! Als aber der erste Taufunterricht mit den portugiesisch sprechenden indischen Taufbewerbern abgeschlossen ist, vergißt Ziegenbalg alle säuberlichen Einteilungen. Ein Krankheitsfall wirft ihn zwar nieder und bringt ihn hart an den Rand des Grabs. Die Hoffnung auf seine Genesung schwindet. Aber wie durch ein Wunder wird Ziegenbalg wieder gesund. Aus Dank gelobt er, in Indien zu bleiben. Von einer fristgemäßen Rückkehr, die er bisher immer im Auge behalten hat, ist keine Rede mehr.

Mit aller Energie legt sich der junge Ziegenbalg aufs Tamulische. Mit eisernem Fleiß bezwingt er diese schwere Sprache in der erstaunlich kurzen Zeit von acht Monaten. Für den sprachbegabten Aleppi ist es jetzt eine Lust, mit Ziegenbalg zusammenzuarbeiten. Über fünftausend tamulische Worte sammelt der junge Deutsche mit Aleppis Hilfe und lernt sie unermüdlich anwenden. Eine alte Arbeit eines katholischen Missionars, die ihm Hassius zustellt, hilft ihm, die Sprachgesetze des Tamulischen schneller aufzuspüren. Ist er erst einmal in die Baugesetze des klangvollen Tamil eingedrungen, schreitet er rasch voran. Der treue Plütschau hält dieses Tempo nicht durch. Zu schwer leidet der Mecklenburger unter der Tropenglut.

Plütschau beschränkt sich immer mehr auf die Arbeit an den portugiesisch sprechenden Indern und an der Gemeinde, die aus ihnen erwächst. In seinem Herzen bleibt aber eine heimliche Sehnsucht nach einem Wirken unter den Tamulen. Ziegenbalg verfaßt die erste tamulische Grammatik, eine wissenschaftliche Großleistung! Täglich liest er die besten tamulischen Schriftsteller und prägt sich die wohlklingendsten Satzbildungen durch unermüdliches Wiederholen ein.

Das Evangelium, diese edle Gabe, soll einmal in einem klangschönen Tamulisch, das den Indern wie Musik klingt, ein würdiges Gefäß finden. Innerhalb eines knappen Jahres spricht Ziegenbalg das Tamulisch so meisterhaft, daß ihm die Inder gebannt zuhören. Es wird zur Sensation bis tief in das verschlossene südindische Kö-

nigreich Tanjour hinein, daß in Trankebar plötzlich ein Weißer aufgetaucht ist, der nicht handelt und betrügt, nicht zuchtlos lebt, sich nicht betrinkt, sondern seine Frömmigkeit im Alltag bewährt. Ein Heiliger unter den sittenlosen Europäern, ein Wunder vor ihren Augen!

Während der biedere Plütschau in seinen Briefen an die Heimat von dem Heidentum berichtet, das in den Dörfern und unter dem einfachen Volk lebendig ist und sich in einem primitiven Dämonendienst mit oft abstoßenden Formen erschöpft, wird Ziegenbalg durch seine Sprachstudien an das edelste Gottsuchertum, das sich in der tamulischen Literatur niedergeschlagen hat, herangeführt. Ehrfurchtvoll steht er vor dem Frömmigkeitsernst der Besten unter den Tamulen, der ihre Literatur und ihr geistiges Leben mitprägt. In genialer Hellsichtigkeit wendet sich der junge Missionar an diese Kreise, die religiös am stärksten bewegt sind. Nehmen sie ihre Religion nicht viel ernster als weithin die Christen? Plütschau stößt sich an den scheußlichen Formen, die die Verehrung der weiblichen Gottheiten angenommen hat. Ihnen bringen die Massen ihre Opfer dar, um deren schädliche Einflüsse abzuwehren. Über diese Naturreligion mit ihren Fruchtbarkeitskulten und der Ungezügeltheit in geschlechtlicher Hinsicht fällt Plütschau mit Recht harte Worte.

Indische Religion ist aber mehr als diese vordergründigen dämonisierten Götzendienste. Hierzu schafft sich Ziegenbalg in ehrlicher Bewunderung der edelsten tamulischen Geistes- und Kulturgüter einen Zugang, der in beachtlichen religionswissenschaftlichen Darstellungen aus seiner Feder einen Niederschlag finden wird.

Bald sehen wir Ziegenbalg in ernsthaften religiösen Gesprächen mit Indern. Immer wieder überrascht ihn der Reichtum ihrer religiösen Gedanken, die sich hinter all dem wirren Götzendienst mit seinen abstoßenden Formen verbirgt. Wie nachdenklich stimmen ihn diese Aussprachen. Dieses Volk mit so viel edlen Gedanken muß er einfach liebhaben. Unermüdlich sucht er über die Grenzen des kleinen dänischen Bezirkes mit den besten Vertretern tamuli-

scher Kultur und tamulischen Geisteslebens in schriftliche und persönliche Verbindung zu treten. Ziegenbalg geht aufs Ganze. Er will heimisch werden in diesem Volk, in all seinen Lebensäußerungen, in seinem edelsten Geistesgut, in seinen heiligen Schriften, in seiner Philosophie, in seiner Wissenschaft, in seiner Geschichte, in allem, was sich schriftlich niedergeschlagen hat.

Es spricht sich herum, daß er im ganzen Land an tamulischer Literatur aufkaufen läßt, was nur aufgetrieben werden kann. Als echter Francke-Schüler hat er von der Sparsamkeit und wirtschaftlichen Tüchtigkeit seines Professors gelernt. Ziegenbalg weist seine Aufkäufer auf die Brahmanenwitwen hin, von denen die kostbaren Handschriften vielleicht am billigsten zu erlangen sind. Von weit her kommen die Gottsucher, um mit Ziegenbalg zu disputieren. An manchen Tagen entsteht ein förmlicher Andrang. Der Missionar begegnet ihnen mit Ehrfurcht. Aber auch der junge Deutsche kommt den Indern wie ein Heiliger vor.

Die religiösen Menschen des Ostens leben aus einer inneren Stille und Sammlung heraus. Sie verstehen das eigene Triebleben in Zucht zu halten. Sie versuchen jeden Tag und jede Stunde aus einem religiösen Urgrund heraus zu leben. In erstaunlich hohem Maß gelingt es ihnen, ihre Sinne und Gemütsempfindungen in die Gewalt zu bekommen. Sie können meditieren. An den Kolonial-europäern spüren sie nur zu oft die Zerfahrenheit, die sie innerlich und äußerlich beherrscht und ein Klima der Unruhe um sie herum verbreitet.

Ziegenbalg aber steht ihnen ganz anders nahe. Hat er nicht jene innere Zucht gelernt, die ihm zuerst in den abgewandelten Meditationsformen des glutvollen spanischen Klostermystizismus als Gymnasiast und später bei Johann Arndt entgegentreten ist? Die indischen Gottsucher spüren ganz elementar bei ihm ein Gehaltensein aus ewigen Gründen. Zuchtvoll ist Ziegenbalgs inneres Leben. Man muß nur einmal seine Erstlingschrift über die „Schule der allgemeinen Weisheit“ daraufhin durchlesen! Zuchtvoll ist auch sein ganzes äußeres Leben! Nur durch eine klare Tagesgestal-

tung ist das möglich. Von früh 6—7 Uhr bewegt sich Ziegenbalg unter seinen ersten indischen, gekauften Waisenkindern. Er erklärt ihnen den ins Tamulische übersetzten lutherischen Katechismus. Für seine Missionsschule übersetzt er später das Neue Testament und Teile des Alten. Von 7—8 Uhr prägt er sich die neu aufgeschriebenen tamulischen Worte ein und wiederholt die bereits gelernten Redewendungen. Von 8—12 Uhr läßt er sich die tamulischen Werke vorlesen. Dunkle Sätze muß ein stets anwesender gelehrter Tamule erklären, der die Sprach- und Wortbildungen der tamulischen Poesie, einer Kunstsprache, versteht. Im Hintergrund hockt ein tamulischer Schreiber, der jedes neu auftauchende Wort auf Palmbälter schreibt. Während der Mittagspause von 12—1 Uhr wird nach alter abendländischer Klostersitte aus der Heiligen Schrift vorgelesen. Von 1—2 Uhr, in der Zeit der stärksten Hitze, da die Erde die Glutwellen erbarmungslos zurückstrahlt und die Menschen in Schweiß gebadet sind, ruht alles im Missionshaus. Von 2—3 Uhr empfangen die Tamulen Kinder eine Katechismusstunde im Haus. Von 3—5 Uhr liest der ehemalige Hausstudent von Pulsnitz im Selbststudium tamulische Werke. Von jedem tamulischen Schriftsteller versucht er alle Werke kennenzulernen.

Die Andachtsstunde von 5—6 Uhr ist geblieben. Nachher sprechen die Missionare über alle Ereignisse und Erfahrungen des Tages. Von 1/2—8 Uhr liest ein tamulischer Schreiber aus sprachlich vollendeten tamulischen Schriften vor. Ziegenbalg schont dabei seine eigenen Augen. Klangvolle Redewendungen werden unermüdlich wiederholt, bis sie ins Ohr und ins Gedächtnis eingegangen sind. Von 8—9 Uhr speist man. Auch hier wird wieder aus der Heiligen Schrift vorgelesen. Um 9 Uhr werden die Waisenkinder vor ihrer Nachtruhe noch kurz zusammengerufen. Dann tritt man hin und wieder unter den bestirnten Himmel. Vor Gottes Angesicht prüft Ziegenbalg zuletzt den Tag und was ihn erfüllt hat. Mit Gesang und Gebet wird der Tageslauf beschlossen.

Es liegt auf der Hand, daß dieser Tagesrhythmus nicht immer eingehalten werden kann. Aber er hat seine Bedeutung als Rah-

men, innerhalb dessen sich die jungen Missionare zu bewegen suchen. Mögen barocke Arbeitswut und mystizistische Einflüsse diesen Lebensstil mitgeformt haben. Dahinter steht das heiße Wollen eines Mannes, der sich seinem Gott in der ihm zuteilgewordenen Aufgabe ganz hinzugeben trachtet. Lutherische Hingabefreudigkeit im Dienst der Welt schafft sich hier in den seelischen Ausdrucksformen der Zeit eine Verleiblichung, die um die volle Lebensorfüllung in der Ausrichtung auf Gott und den Nächsten dankbar und fröhlich weiß.

Ein körperlich anfälliger, aber mit stählerner Gesundheit des Geistes ausgestatteter Missionar bewältigt ein übervolles Arbeitsprogramm. Am unmittelbarsten auf die Inder wirkt aber doch noch etwas anderes. Es ist die Leidenswilligkeit und Leidensbewährung, die die Tamulen an ihm wahrnehmen. Gequält von den europäischen Mitchristen in Trankebar, die ihm immer wieder alle erdenklichen Bosheiten zufügen, arbeitet er ohne alle Bitterkeit mit seinem treuen Gefährten. Er hofft unentwegt für sein Werk. In aufreibender täglicher Kleinarbeit lässt er sich die weite Sicht aller Missionsarbeit nicht rauben. Demütig bittet er als ein leidender Zeuge in der Nachfolge seines Herrn um Gelassenheit und Glaubensfreudigkeit und empfängt sie. Das schließt die Herzen der Heiden auf.

Im Kerker

Zum Ärger des Kommandanten und des katholischen Priesters setzen sich die jungen Missionare in Trankebar durch. Sie haben Erfolg! Hassius braucht nur auf die Straße zu gehen, wenn sich Ziegenbalg auf ihr blicken lässt. Dann ist er Zeuge einer Sympathiekundgebung, die die Inder Ziegenbalg entgegenbringen. Sie umringen ihn freudig. Alle Einheimischen grüßen ihn achtungsvoll. Von der Liebe der deutschen Soldaten zu den beiden Männern ganz zu schweigen. Selbst die Kinder der deutschen Soldatenfamilien hängen wie Kletten an ihnen.

Offensichtlich sind dadurch die Missionsgegner eine Zeitlang unsicher geworden. Man hat es durchgehen lassen müssen, daß bereits am 6. November 1706 der erste Taufunterricht für fünf portugiesisch redende Inder beginnt. Am 22. Januar 1907 setzt ein Taufunterricht für tamulisch sprechende Inder ein. Die Zionskirche ist am 12. Mai 1707 gedrängt voll, als die fünf portugiesisch redenden Inder getauft werden. Diese bekennen so deutlich und entschieden ihren christlichen Glauben und wissen ihn so freudig zu bezeugen, daß eine allgemeine Bewegung durch die ganze Gottesdienstgemeinde läuft. Die Honoriatoren der Stadt stehen Pate. Die Missionare haben Fuß gefaßt. Hassius ist ganz benommen. Was soll er tun?

Als die Missionare mit dem angekündigten Plan eines Kirchenbaues an ihn herantreten, weiß er wieder, wie er zu handeln hat. Hassius schlägt entschieden alle Bitten ab. Der erbetene Bauplatz wird nicht genehmigt. Unerhört, von ihm zu verlangen, daß er auch noch die erforderliche Bausumme vorstrecken soll. Ziegenbalg lässt sich aber nicht so leicht abspeisen. Er fragt sehr eindringlich, warum ihm der Bauplatz verweigert wird, während die Katholiken, die Hindus und die Mohammedaner ohne zu fragen bauen, wann und wo sie wollen. Von dem Kirchenbau können die Missionare jedenfalls nicht lassen, da die Inder eine Scheu vor der dänischen Kirche mit ihren Kirchenbänken haben, betont er sehr eindrücklich.

Hassius muß dann doch klein begeben, als ihm die dänischen Prediger in den Rücken fallen, die auf einmal das Bauvorhaben der Missionare eifrig unterstützen. Innerlich wütend genehmigt er einen Bauplatz. Einen Bauzuschuß lehnt er nach wie vor strikt ab. Daran aber scheitert der Plan wiederum nicht.

Ziegenbalg weiß immer einen Ausweg. Beide Missionare opfern die Hälfte ihres Jahresgehaltes und beschämen damit die Spötter in der Stadt. Einer von den Weißen, der sie am lautesten verlacht hat, schickt heimlich fünfzig Taler ins Missionshaus. Andere Gaben folgen. Auf den Glauben hin haben die Missionare den Bau ge-

wagt, und nun wird ihnen ein Baustein nach dem anderen herzugebracht. Selbst der dänische Oberpfarrer schickt seinen Haus-skaven zu den Bauarbeiten.

Die Kirchweihe am 14. August ist ein schwarzer Tag für Hassius. Notgedrungen muß er gute Miene zum bösen Spiel machen und an den Einweihungsfeierlichkeiten teilnehmen. Dabei weiß doch die ganze Stadt, wie sehr er sich gegen den Bau gesträubt hat. Was ist nicht alles auf den Beinen! Tausende von Indern strömen herbei. Viele von den Dänen und erst recht die deutschen Volksbrüder umdrängen an diesem Festtag das Steinkirchlein, die erste indische Missionskirche! Die Missionare dürfen sich über diese Erfolge freuen. Von der Gnade der dänischen Zionsgemeinde sind sie unabhängig geworden.

Hassius gibt aber sein böses Spiel nicht als verloren auf. Der ränkereiche Kommandant weiß immer neue Schikanen zu erdenken. Der biedere Plüschau spielt bei einem deutschen Wochengottesdienst recht deutlich auf diesen unchristlichen Widerstand an. Hassius sitzt in der Kirche. Zornbebend verläßt er sie und ruft die Missionare unverzüglich in sein Haus. In einem wüsten Auftritt beschimpft er sie. Die Nerven gehen ihm durch. Er vergreift sich täglich an Ziegenbalg. Eine böse Sache in der damaligen Zeit, sich an einem Geistlichen zu vergreifen!

Doch glaubt Hassius die häßliche Scharte wieder ausgewetzt zu haben, als er kurz darauf die beiden dänischen Pfarrer gehörig abblitzen läßt. Sind sie doch mit dem Ansinnen an ihn herangetreten, die beiden Missionare auf den Dienst in ihrer eigenen Missionskirche zu beschränken. Zu den Indern und nicht zu den Deutschen seien sie hinausgesandt. Das zielt doch auf die Beseitigung der deutschen Wochengottesdienste. Nun leuchtet dem schlauen Hassius ein, warum die dänischen Amtskollegen so eifrig für den Missionskirchenbau eingetreten sind. Jetzt haben sie die Katze aus dem Sack gelassen. Aber daraus wird nichts. Eine Strafe muß sein, nachdem sie aus der Reihe getanzt sind. Betreten müssen die beiden Herren wieder abziehen.

Damit es aber den beiden Missionaren darüber nicht zu wohl wird, denkt sich Hassius neue Plackereien für sie aus. In diese unerquickliche Atmosphäre hinein platzt das plötzliche Erscheinen der dänischen Heimatflotte, die schneller eingetroffen ist, als vorzusehen war. Alles in der Stadt ist freudig bewegt. Es ist doch die größte Abwechslung im Jahr, wenn die Heimatschiffe vor Anker liegen. Post wird empfangen. Hassius durchstöbert mit Eifer die Briefpost. An die Missionare ist nicht ein einziges Schreiben dabei. Schon frohlockt der Abgefeimte. Aber dann schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf. Die Missionare werden jetzt ihre Briefe auf die Schiffe geben. Was darin stehen wird, haben ihm die Missionare oft genug vorgehalten. Wahrheitsgemäß wollen sie dem König berichten, wie ihnen mitgespielt wird und daß man sie nicht unterstützt, sondern auf Schritt und Tritt hemmt.

Unangenehm ist auch, daß die Direktoren der Dänischen Handelskompanie sich über die Missionsangelegenheit ausschweigen. Hat er sich vielleicht doch zu weit vorgewagt? Hassius setzt seinen Dreimaster auf und überrascht die beiden Sendboten in ihrem Haus an der Stadtmauer. Hassius ist auf einmal ganz zugänglich. Was führt er nur im Spiele? denkt Ziegenbalg. Er habe sich überlegt, erklärt Hassius, daß es doch nutzlos sei, sich gegenseitig nur Schwierigkeiten zu bereiten. Daß Ziegenbalg ein zäher Gegenspieler sei, gesteht er dabei ein. Er, Hassius, sehe jedenfalls ein, daß die Missionare von ihrem Auftrag nicht lassen können. Wenn sie ihm beipflichten, wolle er ihnen helfen. Sie sollten aber ihre Beschwerden in ihren Berichten unterdrücken. Er hingegen wolle in den fälligen Meldungen der Kolonialverwaltung an die Kopenhagener Direktoren die Missionsarbeit lobend erwähnen. Das sei gewiß nicht von Schaden, sagt Hassius und blickt dabei Ziegenbalg vielsagend an. Der Hieb zielt auf die Missionare, die bei dem Postempfang leer ausgegangen sind. Dabei weiß jeder in der Stadt, wie fleißig sie Briefe geschrieben haben.

Die Missionare tappen im Dunkeln. Wie sollen sie ihr junges Werk ohne Missionsgaben durchhalten? Von ihrem Gehalt ist das

auf die Dauer unmöglich. Viertausend Taler hat Ziegenbalg für den Anfang gefordert. Längst vor Abgang der Herbstschiffe, die jetzt vor Trankebar ankern, sind die Briefe in den Händen der Freunde gewesen. Jedenfalls muß die Heimat aufgemuntert werden, daß es sich verlohne, für dieses Werk zu opfern und zu beten. Klagebriefe und Beschwerdesachen sind vielleicht doch nicht die rechten Werbemittel. Nur zu gern gehen die Missionare auf das Friedensangebot des Kommandanten ein. Bereitwillig vernichteten sie die Klageakten. Neue Berichte werden unter dem Eindruck dieses unerwarteten Friedensschlusses verfaßt. Zuversichtlich reden sie nur von den Anfangserfolgen. Das Dunkle wird nur flüchtig angedeutet.

Hassius schreibt nun auch seine Berichte. In ihnen rächt er sich auf heimtückische Weise an den Missionaren. Beweglich klagt dieser Fuchs, daß der indische Handel durch die beiden deutschen Missionare gefährdet sei. Man müsse auf Unruhen unter der heidnischen Bevölkerung gefaßt sein, ganz abgesehen davon, wie sich noch der fanatische König von Tanjour verhalten werde. Der Missionskirchenbau habe die Gemüter sehr erhitzt. Leider seien die Missionare halsstarrige Leute, die alle gutgemeinten Bedenken des Kommandanten in den Wind schlagen, indem sie auf Schritt und Tritt sich auf ihre königlichen Vollmachten berufen. Wo soll das aber hinführen? Es sei wohl das beste, wenn die deutschen Männer bei jeder neuen Arbeit, die naturgemäß die Unruhe verstärken muß, erst eine Genehmigung der Kopenhagener Direktion über den Kommandanten einholen müssen. Er bitte um diese Vollmachten.

Hassius ist sich seines Sieges bewußt. Er hat die Direktoren an der Stelle getroffen, wo sie am empfindlichsten sind, in der Geldfrage. Kaum haben die Schiffe die Anker gelichtet, meint er, keine Rücksicht mehr auf die Missionare nehmen zu müssen. Er enthüllt ihnen wieder seine wahre Gesinnung. Mögen sich die Missionare jetzt hinsetzen und die Anlage neuer Klageakten beginnen, ein ganzes Jahr müssen sie warten, bis sie nach Europa abgesandt

werden. Frühestens in zwei Jahren kann ihnen Antwort und Hilfe zuteil werden. Bis dahin, in zwei Jahren, läßt sich vieles erreichen. So geht tatsächlich wieder ein ganzes Jahr dahin unter den zahllosen kleinen und größeren Schwierigkeiten und Gehässigkeiten, die Hassius den Missionaren zufügt. Ab und zu zeigt sich der Kommandant wieder von einer freundlicheren Seite, nur um die beiden Deutschen mit vergeblichen Hoffnungen auf ein besseres Verhältnis eine Zeit zu narren, damit sie dann noch tiefer enttäuscht sind.

Am 1. August 1708 liegt in der Frühe ein einzelnes dänisches Schiff auf der Reede. Unter der Briefpost befindet sich ein Schreiben D. Lütkens. Die Missionare müssen es zweimal lesen. Es flimmert vor ihren Augen. Tatsächlich, lauter Freudenbotschaften! Der König und die königliche Familie sprechen ihre hohe Anerkennung für die geleistete Missionsarbeit aus. Auf dem Schiff befindet sich eine Kiste mit zweitausend Talern für die Missionsarbeit. Vorüber sind jetzt die drückendsten Geldsorgen. Überströmendes Glücksgefühl erfaßt die beiden aufrechten Männer.

Nach dem Vormittagsgottesdienst erscheinen beide bei Hassius, der sich nicht überrascht zeigt. Gleichmäßig schiebt er ihnen eine Anweisung des Grafen Rebenklau auf Auszahlung des Geldes zu. Noch heute erfolge die Übergabe, versichert der Kommandant.

Am frühen Nachmittag durchellt eine Schreckensbotschaft die Stadt. Sie dringt auch zu den freudig wartenden Missionaren. Ein Boot ist in der Brandung umgeschlagen. Fünf Europäer und zwei Inder sind ums Leben gekommen. Das Missionsgeld liegt auf dem Meeresgrund! Sofort steigt ein böser Verdacht auf. Am Vormittag sind bei ruhiger See die Kompaniegelder ungefährdet ans Land gebracht worden. Erst am Nachmittag, als die See unruhig wird, gibt man die Missionskiste ins Boot. Der sinnlos betrunkene Kapitän verbietet dem Bootsmann, die Sicherungsmaßnahmen für den Geldtransport durchzuführen. Der Boyreif darf nicht um die Kiste geschlagen werden. Als das vollbesetzte Boot durch die ärgste Brandung sicher hindurchgesteuert worden ist, springt plötz-

lich der betrunkenen Kapitän wie ein Wütender mit blankem Degen auf die Männer ein, die das Boot schon ins flache Wasser ziehen wollen. Erschrocken lassen die Inder das Boot los, das umschlägt. Sieben Personen ertrinken. Die Brandung aber schwemmt alles Landungsgut hinweg.

Mit heuchlerischer Miene tröstet der Kommandant die betrübten Missionare. In den Kompaniekassen sei genug Geld vorhanden, um ihnen im äußersten Notfall den Betrag zu ersetzen. Die schwere Geldkiste könne unschwer an der Unglücksstelle geborgen werden. Das Wasser sei dort nicht tief. Wer beschreibt aber das Erstaunen der Missionare, die erfahren, wie in den nächsten Stunden mit Eifer das herumschwimmende Gut aufgefischt wird, die Missionskiste aber erst am nächsten Tag gesucht werden soll! Als dann noch an falscher Stelle nach ihr gefahndet wird und die Bitte, an der richtigen Stelle zu suchen, höhnisch lachend abgelehnt wird, ist der böse Wille offenbar.

Das ruhig und bestimmt vorgetragene Ansinnen der Missionare auf genaue Untersuchung der eigenartigen Vorkommnisse beantwortet Hassius mit wüsten Schimpfworten und Handgreiflichkeiten. Was kümmere ihn dieser Bettelsack, der im Wasser läge? Die ganze Stadt, Heiden und Christen, Europäer und Inder aber wissen, daß die Geldkiste verlorengehen soll. Auch ein amtlicher Schriftwechsel, den die Missionare mit dem Kommandanten einleiten, führt zu keinem Ziel. Hassius ist zu keiner vernünftigen und ruhigen Unterredung mehr fähig. Höhnisch verweist er die Missionare, die sich hier vor den europäischen Missionsfreunden verantwortlich wissen, auf eine Rechtsklage beim dänischen Untergericht zu Trankebar, ausgerechnet dort, wo die Beklagten als Richter sitzen! Man droht schließlich mit der Anwendung scharfer Maßnahmen, wenn sich die Missionare nicht zufriedengeben.

In ihrem Missionshaus schlagen die Missionare nach dem Empfang einer von Gehässigkeit strotzenden amtlichen Zuschrift des Sekret-Rates ihre Bibel auf. Ihr Auge fällt auf das Wort im zwölften Kapitel des Römerbriefes: „Rächet euch nicht selbst,

meine Lieben, sondern gebet Raum dem Zorne Gottes, denn es stehet geschrieben: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. So nun dein Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.“

Beide Männer besitzen nun ihr Losungswort. Sie knien nieder und bitten Gott, er möge die Herzen ihrer Feinde zu einer aufrichtigen Friedensgesinnung lenken. Tatsächlich öffnet ihnen der versöhnliche Brief, den sie daraufhin aufsetzen, am Nachmittag den Weg zum Kommandanten. Hassius versichert ihnen, daß er todkrank sei, so habe ihn alles erregt. Schließlich verzichten die Missionare auf den Rechtsstreit, verschweigen aber nicht, daß sie den ganzen Vorgang ordnungsgemäß dem König berichten müssen. Sie ahnen nicht, daß nur die Hälfte der zweitausend Taler mit diesem Schiff angekommen ist und der König ihnen auf ihre edle und vornehm gehaltene Verlustmeldung sofort die verlorenen tausend Taler ersetzen wird. Hassius zeigt sich zufriedengestellt und versöhnlich. Bald aber merken die Missionare, daß dies bei ihm nur eine vorübergehende Stimmung gewesen ist.

Die Vernichtung der Mission ist bei dem Kommandanten und seinen Spießgesellen eine fest beschlossene Sache. Schlag folgt auf Schlag. Die Missionare bitten als sichtbares Zeichen der Versöhnung den Kommandanten, seine Frau und die Räte der Kompanie bei einer Heidentaufe um die Patenschaft. Niemand der Geladenen erscheint. Vielmehr wird die Einladung zum Anlaß, die gewonnenen indischen Christen systematisch einzuschüchtern. Die fünfzig neuen Taufbewerber werden innerhalb der nächsten Tage so gepeinigt, daß sie erschrocken vom Taufunterricht zurücktreten. Der europäischen Bevölkerung wird jede Beteiligung an Gottesdiensten und Betstunden der Missionare öffentlich auf das schärfste untersagt. Man scheut sich nicht, einige Gottesdienstbesucher, Halb-europäer, die man plötzlich zur Europäergemeinde rechnet, aus der Kirche zerren zu lassen. Man stachelt gegen die Missionare die heidnischen Priester auf, die sich bisher still verhalten haben. Selbst

die dänischen Kolonialpfarrer beteiligen sich eifrig an dem Kesseltreiben. Der Jesuitenpater fischt im Trüben. Ein widerliches Schauspiel vor den Augen der Inder! Viele schlichte Inder treten zu den angefochtenen Sendboten und suchen sie zu trösten.

Ziegenbalg schreibt in diesen bedrohlichen Wochen an seine Berliner Freunde: „Seit dem Verlust des Geldes haben sich der Kommandant und der ganze Sekret-Rat als rechte Tyrannen wider uns und unsere Gemeinde aufgeführt mit Drohen, wie sie alles, was wir bisher gebaut, zerstören und unsere Gemeinde wieder ausrotten wollten; so sind wir oftmals durch solche harte Prozeduren, bei welchen wir des Lebens nicht sicher gewesen, in unserem Gemüt sehr niedergeschlagen worden. Jedoch hat uns Gott nicht verlassen, sondern uns wiederum durch den Trost seines Heiligen Geistes ermuntert und uns desto freudiger gemacht, die Wahrheit ungescheut zu sagen, nicht achtend, wenn wir auch dessen Zeugnis mit unserem wenigen Blut besiegeln sollten.“

So steht die ganze Sache. Immer mehr treibt alles auf die Spitze. Alle Wohlgesinnten der Stadt sind darüber ungehalten. Ziegenbalg kann im gleichen Brief eine durchaus nicht unbegründete Überzeugung nach Berlin weitergeben: „Gewiß, wenn sie wider uns Gewalt gebrauchen, so würde sowohl unter den Heiden als Christen eine Rebellion entstehen, indem jedermann unsere Unschuld bekannt ist, und sich alle Heiden greulich ärgern, daß man so boshaft mit uns umgeht... So sehr uns die Obersten verfolgen, so sehr lieben uns dagegen die gemeinen Leute und wollen sich nicht über ihr Gewissen herrschen lassen, daß sie auf ihr Drohen unsere Predigten und Betstunden versäumen sollten. Die Heiden sind uns gleichsam zugetan. Sie haben uns oftmals wegen des Verlustes des Geldes getröstet, sagend, daß es als Almosengeld könne unmöglich verloren bleiben, so lange Zeit es anstehen möchte.“

Hassius ist die Stimmung in der Stadt nicht verborgen geblieben. Sie bringt ihn nicht zur Besinnung. Sein wachsendes Unbehagen treibt ihn vielmehr zu immer größerer Schärfe. Immer häu-

figer zitiert er die Missionare zu sich. Um sie einzuschüchtern, ergreift er vorher alle militärischen Maßnahmen, alarmiert sämtliche Wachmannschaften durch Trommelschlag, läßt die Festungstore schließen und die Hängebrücken einziehen. Offen erklärt Hassius, er halte Ziegenbalg für einen Thomas Münzer, der das Volk zur Rebellion reize.

In allem enthüllt sich ein geradezu teuflischer Plan. Zuerst wird Plütschau mit seiner Portugiesengemeinde eingeschüchtert. Der intime Freund des Kommandanten, Pater Guevara, wird vorgeschnickt. Er tauft gegen den Willen eines Soldatenvaters dessen neugeborenes Kind. Während der ahnungslose Vater die Paten zu einer lutherischen Taufe einlädt, wird die wehrlose Wöchnerin von dem Pater und den Hausleuten, die mit ihm unter einer Decke stecken, willfährig gemacht. Plütschau protestiert energisch gegen diesen Übergriff. Was aber unternimmt Hassius? Die Trommeln werden geröhrt. Die ganze militärische Besatzung eilt in die Festung. Ein Sergeant hat unverzüglich Plütschau zu holen. Die Gerichtsverhandlung ist ein widerlicher Schauprozess, in dem der unglückliche Kindesvater, ein Soldat, ganz willkürlich mit Spießrutenlaufen bestraft wird. Plütschau läßt man wieder gehen, in der Annahme, daß er genügend eingeschüchtert sei. Die Leute in der ganzen Stadt schütteln über diese Vorgänge den Kopf.

Mit Ziegenbalg will Hassius jetzt Fraktur reden. Bald bietet sich der geeignete Anlaß. Ein offensichtlich vom Pater aufgehetzter, katholischer Dolmetscher bestreitet einer armen indischen Witwe aus Ziegenbalgs Gemeinde den Rechtstitel auf eine Schuldforderung. Hassius vertritt den verlogenen Dolmetscher, der sich dem Unschuldseid entzieht. Dem Kommandanten liegt nur daran, die lutherische Tamulengemeinde fühlen zu lassen, daß sie rechtlos und seiner Willkür preisgegeben ist. Hassius sucht bei dieser dunklen Angelegenheit auch Ziegenbalg zu Fall zu bringen. Er rechnet damit, daß der Pulsnitzer bei dieser schreienden Ungerechtigkeit nicht ruhigbleiben kann. Steht doch für Ziegenbalg alles auf dem Spiel. Es geht um Sein oder Nichtsein der Missionssache.

Ziegenbalg macht es seinem Widersacher nicht leicht. Er handelt besonnen und planmäßig. Er verlangt auf schriftlichem Wege, daß die Klärung auf dem ordentlichen Rechtswege unter Zuhilfenahme eines Rechtsanwaltes für die bedrängte Witwe durchzuführen ist. In aller Entschiedenheit erklärt Ziegenbalg, er lasse sich auf keinen Fall wie Plütschau in einen tumultarischen Prozeß hineinziehen. Er erscheine nur, wenn für einen ordentlichen Verlauf der Gerichtsverhandlung mit beschworenem Protokoll Sorge getragen sei. Außer sich vor Wut, läßt ihm Hassius ausrichten: „Sagt ihm nur, daß ich ihm innerhalb drei Tagen zeigen wolle, was für Macht und Gewalt ich über ihn habe.“

Ziegenbalg zeigt sich nicht überrascht, als am Morgen des neunzehnten Novembers ausgerechnet ein katholischer Diener des Kommandanten bei ihm erscheint und ihn auf die Festung fordert. Er wünscht erst Antwort auf seine gestellten Forderungen. Nun erscheint der Sekretär des Sekret-Rates, um mit ihm zu verhandeln. Aber schon marschiert eine Wachmannschaft mit geladenem Gewehr vor dem Missionshaus auf, um ihn abzuholen. Der Leutnant, der die Wache befehligt, dringt in das Arbeitszimmer des Missionars ein und will ihn auf die Straße zerren. Der Missionar kniet schnell zum Gebet nieder. Vor dem Hause sammeln sich aufgeregte Menschen. Die Gebetsworte Ziegenbalgs dringen durchs Fenster auf die Straße. Immer mehr Weiße und Inder sammeln sich vor dem Haus. Inzwischen wartet Hassius in fieberhafter Ungeduld auf der Festung. Alles dauert ihm zu lange, wie einst dem Herodes auf seiner Burg, als er die Weisen aus dem Morgenlande zurückwartete. Einen Boten nach dem anderen jagt er zum Missionshaus und läßt zur Eile drängen. Ziegenbalg macht es seinem Feind so schwer wie möglich. Zuletzt verliert der Leutnant die Nerven und nötigt Ziegenbalg, der ruhig weiterbetet, unter schrecklichen Flüchen, aufzustehen und mitzugehen.

In eiserner Ruhe tritt Ziegenbalg seinen Gegnern entgegen. Schweigend verbeugt er sich vor seinen Richtern. Mit einem einzigen Blick überzeugt er sich davon, daß kein Gerichtsprotokoll

aufliegt und alle Voraussetzungen zu einer ordentlichen Gerichtsverhandlung fehlen. Hassius mit verzerrten Zügen und rotunterlaufenen Augen ist Hauptankläger und Richter zugleich. In dieser Situation erinnert sich Ziegenbalg seines Herrn Christus. In seiner Nachfolge will er stehen. Wie hat der Herr von dem Hohen Rat gehandelt? Er hat geschwiegen. So antwortet Ziegenbalg auf die Fragen und Vorwürfe mit keinem Wort. Immer peinlicher wird die ganze Situation. Hassius beendet schließlich die theatralisch aufgezogene und so kläglich wie hilflos beendete Komödie mit einem Verhaftungs- und Einkerkerungsbefehl wegen Aufsässigkeit, unter Beweis gestellt durch ein hartnäckiges Schweigen.

Der Kapitän Larsen, der die Festungskompanie führt, meint nicht recht zu hören, als er den Befehl empfängt, Ziegenbalg in das elende „Schwitzloch“ neben der Festungsküche abzuführen. Sonnenhitze und Küchenhitze zugleich sollen den Missionar „ausmergeln“. Mit Speise hat ihn sein Gefährte Plütschau zu versorgen. Sie wird immer sorgfältig nach verborgenen Briefen untersucht. Ziegenbalg soll völlig isoliert werden. Nicht einmal Plütschau darf in seiner Eigenschaft als Beichtvater die Zelle betreten. Selbst Feder und Papier werden dem Gefangenen verweigert. Niemand unter den Soldaten darf nur ein einziges Sterbenswörlein mit ihm wechseln. In einer Zone des Schweigens und unerträglicher Hitze soll der Gefangene seelisch und leiblich zugleich zerbrochen werden. Die unbarmherzige Einzelhaft in der Gluthitze des Kerkers soll diesen jungen Missionar körperlich und seelisch völlig zerrüttten.

Aber in Ziegenbalg hat sich Hassius getäuscht. So leicht läßt er sich nicht zerbrechen. Er weiß, worum er kämpft und wofür er leidet. Mit Gebet und Gesang weiht er sein Gefängnis ein. Oft können ihn die Soldaten, die vor seiner Zelle Wache halten, am vergitterten Fenster stehen und schweigend in die Ferne blicken sehen. Sie hören sein Singen und Beten. Die schlchten Soldaten, die nicht wagen dürfen, mit ihm zu sprechen, antworten mit Chorälen, die sie vor dem Kerker anstimmen. Sie beten laut unter sei-

nem Fenster oder lesen dort laut aus Büchern vor, angeblich sich selbst! Gegen diese Bekundung einer Liebe ist selbst ein Tyrann ohnmächtig. Noch mehr geschieht.

In einer Nacht schleichen sich die deutschen Soldaten Johann Georg Mann und sein Freund Christian Ludewig, die treuen Küster im deutschen Gottesdienst, an das Kerkerfenster heran. Was sie vollbringen, dünkt Ziegenbalg wie eine Befreiung. Sie reichen ihm heimlich Papier und Bleistift in die Zelle. Tag für Tag finden wir jetzt Ziegenbalg mit der Abfassung zweier Schriften über den „Gottgefälligen Christenstand“ und den „Gottgefälligen Lehrstand“ beschäftigt. In ihnen spiegeln sich die Anfechtungen der harten Kerkerzeit, das Lob der Gelassenheit, der starke Trost eines gläubigen Herzens, und der ungebrochene Kampfeswille eines Mannes wider, der um der Zukunft der indischen Mission willen die Missionsgegnerschaft einer böswilligen Kolonialverwaltung vor aller Öffentlichkeit entlarven und bloßstellen will. Stellvertretend für alle nachrückenden Missionare muß er hier die Entscheidung und Klärung unter Einsatz seines Lebens erzwingen. Ein solches Opfer dünkt ihn nicht zu groß.

Hassius muß sich eingestehen, daß er eine große Torheit begangen hat. Je länger die Einkerkerung dauert, desto deutlicher wird das. Die Bevölkerung murrt. Seine Ratsmitglieder sind nur noch durch massive Drohungen bei der Stange zu halten. Wie aber wird sich der dänische König dazu stellen, wenn der eingekerkerte Missionar dort stirbt? Riskiert Hassius nicht seinen eigenen Kopf? In allen europäischen Niederlassungen der holländischen, französischen und englischen Nationen spricht sich bereits das Ungeheuerliche seines Vorgehens herum. Eindeutig ist die Stimmung auf Seiten des gefangenen Missionars.

So besint sich der Kommandant auf Plütschau und bittet ihn um seine Vermittlung. Ziegenbalg soll sich einem ordentlichen Gerichtsverfahren stellen. Als die Zustimmung vorliegt, bekommt es der Fuchs mit der Angst zu tun. Was wird dabei herauskommen? Es gibt sogar beinahe eine Schlägerei zwischen ihm und dem

Vizekommandanten, der nicht mehr spuren will. Nur keine gerichtliche Untersuchung mehr! Dafür soll Ziegenbalg eine Reueerklärung vorlegen. Jetzt ist der Pulsnitzer unbeugsam. Wie kann er eine Schuld auf sich nehmen und damit verdunkeln, daß es sich hier nicht um seine Person, sondern um das in seinen Wurzeln bedrohte Missionswerk handelt?

Schließlich findet sich Ziegenbalg um der Missionsgemeinde willen, die inzwischen auf das härteste drangsaliert worden ist, bereit, einen Antrag auf Haftentlassung zu stellen und eine Erklärung, sich jederzeit einem Verfahren zu stellen, zu unterschreiben. Vorangegangen ist eine siebenstündige Aussprache im Gefängnis. Es muß in den letzten Wochen eine wesentliche Hafterleichterung eingetreten sein. Denn Ziegenbalg bittet den Kommandanten und dessen Frau im Kastell zu einer Mahlzeit, bei der dieses denkwürdige und lange Gespräch stattfindet. Danach fallen sich beide Männer in die Arme und küssen sich, entsprechend dem empfindsamen und tränenreichen Stil der Zeit. Hassius hat lange Zeit in Dresden gelebt und in Wittenberg studiert, ehe es ihn über Norwegen nach Indien trieb. Vielleicht ist das die menschliche Brücke zueinander geworden, nachdem die sachlichen Gegensätze einmal zum Schweigen gebracht worden sind.

Am 26. März 1709 endet die über vier Monate dauernde Kerkerhaft. Beide Parteien gestehen sich gegenseitig die Freiheit zu, die ganze leidige Angelegenheit in Kopenhagen vorzutragen. Hassius verfaßt schleinigst eine Meldung nach Kopenhagen, die ein Meisterstück der Verdrehung und Verleumdung eines in allen Tücken erfahrenen Mannes ist. Doch Ziegenbalg ist frei! Offen wagt sich niemand mehr an ihn heran, obgleich die heimlichen Quälereien und Behinderungen des Werkes noch fünf volle Jahre anhalten. Auch die indische Christengemeinde hat Ruhe vor den schlimmsten Anfeindungen des Kommandanten. Dafür versucht sich jetzt Hassius mit der Abwärgungsmethode auf dem Verwaltungswege. So sind die nächsten Jahre mit unerquicklichen und ermüdenden Angriffen seitens Hassius erfüllt. Er will den unwiderlegbaren Be-

weis erbringen, daß die Missionarbeit den Ruin der Handelskompanie bedeute.

Das stärkste Bubenstück ist die Aufreizung von Grenzsoldaten des Königreiches Tanjour zu einem Überfall auf ein Missionsgrundstück im dänischen Hoheitsgebiet. Mit Wohlbehagen vermag der Kommandant nach den Plänkeleien einen Schaden von fünfhundert Talern in die Rechnung der Handelskompanie einzusetzen. Das wird den gewinnsüchtigen Direktoren in Kopenhagen in die Augen stechen.

Doch Ziegenbalg und seine kleine indische Christengemeinde sind wieder vereint. Mit Freudentränen empfängt sie ihren Seelsorger. Nur sieben Glieder der alten Gemeinde sind in der Verfolgungszeit aus Trankebar gewichen. Die anderen finden sich wieder zusammen. Auch die portugiesische Gemeinde hat sich unter dem treuen Plütschau tapfer gehalten. Bartholomäus Ziegenbalg ist in der Kerkerhaft seiner Sendung noch gewisser geworden. Eine herrliche, innere Unabhängigkeit den Menschen gegenüber ist der innere Gewinn dieser schweren Wochen in einsamer Kerkerhaft. Die erlittene Not dieser Monate hat ihm den Stempel einer inneren Würde und Vollmacht aufgedrückt, die überall auch ohne Worte ganz unmittelbar wirkt. Seine Persönlichkeit wirkt weit über seine Umgebung hinaus.

„Wir sehen alle unsere bisher getane Arbeit und Verrichtung nicht anders als eine Praeparatoria (Vorbereitung) zum künftigen Eingang der Heiden, welchen herrlichen Eingang wir zwar nicht mit unseren Augen zu sehen gedenken, aber selbiges gleich wohl von ferne erblicken, mit dem Auge des Glaubens, und uns dessen erfreuen, auch desto erweckter werden, dem König der Ehren, unserm Herrn Jesu Christi zu seinem Einzug unter den Heiden die Bahn zu machen.“

Europäisches Echo

Während in Indien alles auf des Messers Schneide steht, bereitet sich in der Heimat etwas vor, was die bedrängten Missionare so nie erwartet haben. Ihr armes, bedrohtes Werk wird mit einem Schlag in Europa berühmt. Die Liebe zur Mission entflammt.

Im Spätsommer 1708 liegen die Briefe in Kopenhagen, in Halle und in der Lausitz vor. Der Inhalt der an den König gerichteten Schreiben ist in der Öffentlichkeit nicht bekannt geworden. Doch hat Rektor Joachim Lange in Berlin sieben Briefe, die er von Ziegenbalg empfing, dem Druck übergeben. Sie verdienen es auch. Sie sind kleine Meisterwerke. Die Überfahrt wird in den lebendigsten Farben geschildert. Die ersten Eindrücke auf indischem Boden spiegeln sich wider. Die Sprachschwierigkeiten, das ärgerliche und zuchtlose Leben der Europäer, werden angedeutet.

Doch der Hauptton liegt in dem einen Beweis: Das Missionsexperiment ist geglückt. Heiden und Christen sind in eine starke Bewegung geraten. Ausschnitte aus Gesprächen mit indischen Gottsuchern bezaubern die Leser durch die Fülle eigenartiger und tiefgründiger Fragen, die darin anklingen. Rührend ist die Dankbarkeit indischer Menschen, die sie durch Geschenke bekunden. Den Missionsfreunden werden aber auch die ersten Arbeitsziele gezeigt. Eine tamulische Missionsschule soll Inderknaben zu künftigen Missionaren für ihr eigenes Volk ausbilden. Sollten nicht auch andere evangelische Fürsten dem Beispiel des dänischen Königs folgen und Männer zur Verstärkung der indischen Missionsarbeit abordnen? Das Feld sei reif zur Ernte.

Das ist ungefähr der Inhalt der ersten sieben Briefe. Von greifbaren Erfolgen in Taufziffern wissen sie noch nichts zu berichten. Doch als „Merkwürdige Nachricht aus Ostindien“, 1708 erstmalig in Berlin, Frankfurt a. M. und in Pirna aufgelegt, erleben sie einen erstaunlichen Bucherfolg. Drei Auflagen erscheinen. In der breiten Öffentlichkeit spricht man von dieser unerwarteten evangelischen Missionstat im fernen Indien.

Noch zwei Ziegenbalgbriefe erfahren kurz darauf ihre Drucklegung. Hier werden die ersten Erfolge berichtet. Sensationell wirkt darin die schlichte Mitteilung beider Missionare, ihr Leben lang in Indien bleiben zu wollen. Das weite Feld, das zur Ernte ruft, verlange neue Mitarbeiter aus Europa. Wichtig ist noch der Hinweis auf eine geplante Missionshochschule für das kluge und geistig bewegliche südindische Volk. In diesem College soll die europäische Wissenschaft auf christlicher Grundlage gelehrt werden. Lehrkräfte und Lehrmittel seien dazu nötig.

Diese zukunftsrohe Schau, diese ganze, den Barockmenschen bezaubernde weite Sicht, in die Ziegenbalg seine bescheidenen Anfangserfolge in Trankebar einordnet, lässt ihn überall aufmerksame Leser finden. Das ist die geniale Gabe Ziegenbalgs, die unermüdliche Treue im Kleinen und doch der Zug ins Weite und Grenzenlose. Seine Zeit sucht das.

Ziegenbalgs Briefe an die königliche Familie in Kopenhagen finden am Hof ein freudiges Echo. Mit dem König zusammen spenden dessen Geschwister, der Prinz Carl und Prinzessin Hedwiga Sophia 1700 Taler zum Ausbau der Missionsstation in Trankebar. Die Missionsbegeisterung greift auf die Stadt über. Eine Missionskollekte erbringt 1027 Taler. Sachspenden kommen dazu. Einen mächtigen Auftrieb empfängt die Missionsbegeisterung, als der König die Aussendung von drei neuen Missionaren genehmigt. D. Lütkens schreibt sofort wieder an die Berliner Pastoren um einen Missionsanwärter. Die beiden anderen Kräfte hofft er in Kopenhagen selbst zu finden.

Selbst nach England wandert das kleine Bändchen mit den Missionsbriefen Ziegenbalgs. Der Vertrauensmann August Hermann Franckes in London, der Hofprediger Anton Wilhelm Böhme an der deutschen Hofkapelle, übersetzt die Berliner Ziegenbalgbriefe ins Englische. Noch ehe die englische Übersetzung erscheint, schreibt Böhme zum ersten Mal nach Trankebar. Und doch ist ihm bereits der Geheimrat Ludolf aus London, ein Mann von europäischem Ruf, ein Sprachgelehrter und Diplomat, der beste westeuropäische

Kenner Russlands, mit einem Schreiben an die Missionare zuvorgekommen. Ludolf kündet den überraschten Männern eine Büchersendung und einen ersten Missionsbeitrag aus England in Höhe von 120 Talern an. Das ist der Anfang eines sich immer weiter ausdehnenden Briefwechsels der Missionare mit englischen Missionsfreunden.

Der Hofprediger Böhme, eine in London hochangesehene Persönlichkeit, der vertraute Ratgeber der Königin Anna in allen Fragen der sozialen Hilfeleistungen, ist tatsächlich der geeignete Mann gewesen, um in England das Missionsinteresse an Indien zu wecken. Der höchste Geistliche der anglikanischen Staatskirche D. Tenison, Erzbischof von Canterbury, spendet die erste namhafte Missionsgabe. Es folgen zwei Colleges der altehrwürdigen Universität Cambridge. Selbst die Britische Ostindische Handelskompanie kann sich der aufflammenden Missionsbegeisterung nicht entziehen. Sie erklärt sich bereit, Bücher und andere Sachspenden für die Missionare auf ihren Schiffen frachtfrei nach Indien zu befördern. Die Briefpost an und von den Missionaren verspricht sie, in ihr Kuriergepäck zu nehmen.

Dem warmherzigen Hofprediger Böhme, der wie einst der heilige Franziskus von Assisi in selbstgewählter fröhlicher Armut lebt, ein Freund der Armen und Verlassenen in der Weltstadt London, widmet die englische Ausgabe der Missionsbriefe einer wenige Jahre zuvor entstandenen großen und einflussreichen Gesellschaft für die Ausbreitung des Evangeliums in auswärtigen Gebieten, mit deren einsatzbereiten Gründungsmitgliedern er befreundet ist. Ihre ältere Schwestergesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis, die England und die Kolonien mit christlicher Literatur versorgt und vor allem ein großartiges System von Freischulen aufbaut, übernimmt auf Abrede die Unterstützung der tamulischen Missionsschulen. Sie will auch bei der Schaffung christlicher Literatur für Indien mitwirken.

Diese zweite Gesellschaft gründet einen Indien-Ausschuß, der eine starke Aktivität entfaltet. Unermüdlich arbeitet er an einer Stär-

kung des englischen Missionsinteresses. 1710 erscheint eine zweite englische Auflage der Missionsbriefe. Bald folgt eine erneute Sammlung, die bereits Originalbriefe Ziegenbalgs an die Londoner Missionsfreunde einbezieht. Die Gesellschaft ruft zu einer Spende auf, um mit der Drucklegung des Neuen Testamentes in der portugiesischen Sprache beginnen zu können. 8000 Taler werden gespendet. Nun kann auch noch eine vollständig eingerichtete Buchdruckerei mit lateinischen Lettern, den entsprechenden Pressen und Zubehör für Trankebar angekauft werden. Ein tüchtiger Lehrer an einer Deutschen Schule in London, Jonas Finck, erlernt die Druckerkunst und will die ganze Einrichtung nach Trankebar begleiten.

Auf alle Anregungen und Wünsche Ziegenbalgs versucht man einzugehen. Kostbare mathematische Geräte werden für das geplante Missionscollege in Trankebar gestiftet. Die Missionare werden geehrt durch die Berufung zu korrespondierenden Mitgliedern der hochangesehenen Sozietät. Man scheint jetzt erst wirklich auf das missionarische Problem, das Indien der englischen Öffentlichkeit aufgibt, aufmerksam geworden zu sein. Die drei englischen Kaplane, die sich auf sehr vereinsamten Posten in Kalkutta, in Bombay und Madras befinden — nach dem Urteil der englischen Handelskompanie reichen sie zur kirchlichen Betreuung der zahlreichen Engländer in diesem Riesenland aus —, werden gleichfalls zu korrespondierenden Mitgliedern der Sozietät ernannt. Man sucht bei ihnen das Missionsinteresse zu wecken.

Selbst die englischen Gouverneure werden erstmalig von England aus auf die in Trankebar begonnene Missionsarbeit aufmerksam gemacht. Hochgestellte Persönlichkeiten des englischen Lebens, darunter drei Bischöfe, sieben Parlamentsherren, die königlichen Hofprediger in London, erlassen ein Sonderschreiben an den englischen Rat in Madras. Völlig neue Klänge sind darin wahrnehmbar. „Wer weiß, ob nicht der so sehr erweiterte Handel, der bis zu den äußersten Ecken der Erde durchgedrungen ist, ein Mittel sei, dessen sich die weise Vorsehung des Herrn vielleicht bedienen möchte, dem herrlichen Durchbruch der christlichen Kirche in diesen Län-

dern Raum zu machen. Sollten wir auch eine solche gesegnete Zeit selbst nicht erleben, so würden wir doch vor Gott nicht ohne Verantwortung bleiben, sonderlich da eine solche in unserem Vermögen wäre.“

Das ist die gleiche Überzeugung, die Ziegenbalg in einem Brief vom 5. September 1706 von Trankebar an einen Freund in Deutschland ausspricht: „Wir sind anjetzt nur Kundschafter und sollen unseren Nachfolgern ein wenig den Weg bereiten, welche dann eine weit größere Ernte finden werden.“ Das ist die Überzeugung, die hinter den ökumenischen und missionarischen Plänen zu Beginn des 18. Jahrhunderts steht. Das Christentum ist erst am Anfang seiner weltgeschichtlichen Sendung. Diese Gewißheit beseelt diese Kreise und steigert ihre Aktivität.

In Kopenhagen rührige Hände, in London Eifer und praktischer Helfersinn, in Berlin das vorläufige deutsche Missionszentrum! Das ist das erste Echo auf die Missionsbriefe! Bartholomäus Ziegenbalg leitet mit seiner indischen Arbeit tatsächlich das evangelische Missionszeitalter ein und bahnt den Weg zu einer Ökumene der christlichen Kirchen.

Was unternimmt August Hermann Francke in Halle? Ihm hat Ziegenbalg aus Berlin in einem Abschiedsbrief vom 7. Oktober 1705 geschrieben: „Wie wunderbarlich und weislich hat mich Gott bisher geführet, der nunmehr mich mit Abraham heißet, aus meinem Vaterlande und aus meiner Freundschaft zu gehen in ein Land, das er mir zeigen will.“ Auch Francke freut sich über die veröffentlichten Ziegenbalgbriefe. Wie kann er mithelfen? Er lässt eine kurze Nachricht in die von ihm herausgegebene Hallesche Zeitung, das erste brandenburgische politische Nachrichtenblatt, über die Trankebarer Missionsarbeit einrücken. Wie vorsichtig tastet doch Francke erst das Gelände ab. Mehr tut er zuerst nicht.

Doch erlebt er nun, wie innerhalb weniger Wochen 470 Taler für das Missionswerk eingehen. Die Hallesche Freundesgemeinde hat gesprochen. Nun weiß sich Francke zum Handeln berufen. Der treue Elers, der den Waisenhaus-Verlag leitet, lässt Kisten mit

Büchern für die Missionare versandfertig machen. Die Waisenhaus-Apotheke spendet von ihren erlesenen, in ganz Europa berühmt gewordenen Medikamenten eine Sendung im Werte von 1000 Talern für Trankebar. London, Kopenhagen, Berlin und Halle stehen im unmittelbaren Verkehr mit den Missionaren. Welch eine Wendung durch Gottes Hilfe!

August Hermann Francke leitet den von „Gott bescherten Segen für die Missionare“ über Kopenhagen. Er hat von einem 1707 im Kattegatt gestrandeten dänischen Schiff gehört, das Missionsgelder an Bord hatte, die zum Glück noch gerettet werden konnten. Bei so unsicheren Wegen scheint es ihm doch ratsam zu sein, die Gaben an D. Lütkens zu geben. Dann ist man in der Lage, den Missionsfreunden im schlimmsten Fall die Zwischenquittung aus Kopenhagen vorlegen zu können.

Durch diese nüchterne Finanzaktion veranlaßt, spielt sich eine immer engere Arbeitsgemeinschaft zwischen Halle und Kopenhagen ein, die fast hundert Jahre währt. Die Selbsteinschaltung Franckes in die Verantwortung für das junge Missionswerk hat dieses erst gesichert. Denn D. Lütkens fällt bald darauf beim König in Ungnade. In einer Nebenehe, die Friedrich IV. eingeht, liegt der tiefere Grund einer Entfremdung zwischen dem König und seinem deutschen Hofprediger. D. Lütkens kann nicht schweigen, als die lockeren Sitten des Dresdener Hofes, den Friedrich IV. besucht hat, auch in der dänischen Residenz einziehen. Lütkens wird ein schwerkranker Mann. In den Leiden des Nordischen Krieges, in den Dänemark verwickelt ist, in Pestnot und Kriegsschrecken erlahmt die dänische Missionsbegeisterung für Trankebar. Zum Unglück empfangen die nationaldänisch gesonnenen neuen Missionsinspektoren, Pastor Lodberg und Professor Trellund, 1712 die Missionsverantwortung aus den Händen des sterbenden Hofpredigers. Die neuen Männer kennen nur eine Sorge, daß nunmehr keine Deutschen, sondern nur Dänen als Missionare ausgesandt werden.

Francke verfolgt sehr aufmerksam diese Entwicklung und baut

vor. Als ein persönlicher Freund Franckes, Friedrich von Holsten, zum Großkanzler des dänischen Gesamtreiches ernannt wird, setzt dieser, kaum in sein hohes Amt berufen, entscheidende, die Missionsarbeit sichernde Erlasse beim König durch. „Für ewige Zeiten“ gewährt der König jährlich 2000 Taler aus den Überschüssen der Norwegischen Postkasse für die Sicherung der Missionarsgehälter in Trankebar. Durch die Gründung einer nach dem englischen Sozietäts-Vorbild gestalteten dänischen Gesellschaft, dem sogenannten Missionskollegium, werden die beiden nationalistisch eingestellten Missionsinspektoren 1714 ausgeschaltet. Eine unmittelbar dem König unterstellt Behörde leitet nunmehr das Missionswerk verantwortlich von Kopenhagen aus. Ihre erste Verlautbarung, mit der sie alle missionswilligen Kräfte in Gesamteuropa zur verantwortlichen Mitarbeit am Missionswerk aufruft, ist etwas völlig Neues in der Geschichte des Protestantismus. Sie ist die erste ökumenische Kundgebung, die eine Arbeitsgemeinschaft nicht nur sichert, sondern zu erweitern sucht. Das Berliner Missionszentrum tritt allmählich zurück. Im ökumenischen Dreiklang arbeiten die Missionskreise Englands, Dänemarks und Deutschlands, konzentriert in den drei Städten London, Kopenhagen und Halle, harmonisch zusammen.

Bewunderungswürdig ist die innere Elastizität Friedrichs IV. von Dänemark. Von einem Missionsexperiment ist nicht mehr die Rede, vielmehr unterstützt er sein Kopenhagener Missionskollegium und ermuntert es zu einer großartig geschlossenen Missionsaktivität unter den halbheidnischen Lappen und Finnen, unter den Eskimos und in Indien unter den Tamulen.

Das Herz der ganzen ökumenischen Zusammenarbeit schlägt in Halle. Francke läßt gedruckte Missionsnachrichten herausgehen, durch die eine quer durch alle deutschen Landeskirchen sich bildende Missionsgemeinde entsteht. Die größten Missionsopfer bringen diese deutschen Kreise. Von hier gehen später die Missionare aus, die Kopenhagen für das dänische Gebiet und London für das englische in Indien anfordert.

Nur ein schmales Büchlein mit neun bzw. zehn Briefen Ziegenbalgs, aber reich an großen Gedanken und aus reinem Herzen geboren, knüpfen zum erstenmal in der Geschichte der evangelischen Christenheit seit Luthers Tagen die aktiven Kreise der Kirche von England, der lutherischen Staatskirche des dänischen Reiches und des lutherischen Pietismus in Deutschland in einer festen Arbeitsgemeinschaft zusammen. Sie bleiben fast ein Jahrhundert beisammen.

August Hermann Francke und Bartholomäus Ziegenbalg sind die Werkzeuge, welche die neue Arbeit unter unsäglichen Anfangsschwierigkeiten durchsetzten. Die Tore zur Heidenmission sind aufgestoßen.

Auf den Straßen Südindiens

Vier Monate nach der Haftentlassung erlebt Bartholomäus Ziegenbalg die größte Überraschung und Freude. Die dänische Heimatflotte ist vor Trankebar erschienen. Drei neue Missionare stehen vor dem Missionshaus an der Stadtmauer. Mehrere Geldkisten mit einigen tausend Talern werden ihnen nachgetragen. Ein starkes Briefpaket enthält zahllose Zuschriften aus Deutschland und Dänemark. Der dänische König befiehlt erneut dem Kommandanten Schutz und Förderung der Mission.

Der Student Jordan aus Berlin wird dem treuen Seelsorger der portugiesischen Gemeinde als Gehilfe zugeteilt. Magister Gründler aus Halle schließt sich sofort eng an Ziegenbalg an und will sich an seiner Seite in den Dienst an den Tamulen einarbeiten. Auch der gelehrte Westfale Bövingh, der lange in Kopenhagen im Hause D. Lütkens aus und ein gegangen ist, sucht sich für den unmittelbaren Missionsdienst an den Indern vorzubereiten. Nur ist Bövingh, der sieben Jahre lang an verschiedenen europäischen Universitäten studiert hat, ein ausgesprochener Einzelgänger, reichthaberisch und von einem nervös überreizten Mißtrauen beseelt. Er

versucht schließlich in Bengalien eine Sondermission aufzuziehen, kehrt aber dann bald nach Dänemark zurück. Ein Jahrhundert hindurch wird es zu einem geflügelten Wort: Nur keine Bövinghs senden!

Hassius ändert sich nicht mehr. Er bleibt der bösartige Intrigant, der die Missionsarbeit zu zerstören sucht. Vor Abgang der Schiffe lässt er tobend und fluchend in Anwesenheit der herbeigerufenen Missionare das versiegelte Kästchen mit ihrer Briefpost öffnen. Jedes Schreiben wird erbrochen und vorgelesen. Hassius behauptet unentwegt, daß darin staatsgefährliche Sachen stünden, die die Missionare noch an den Galgen brächten. Die Schiffskapitäne müssen ihrem Schiffspersonal im Auftrag des Kommandanten befehlen, alle ihnen von den Missionaren zugesteckte Briefpost wieder an Land zu geben. Doch vergraben die Matrosen die Post nur noch tiefer in ihrem Schiffssack. Ist diese Aufregung glücklich vorbei, wird eine neue in Szene gesetzt.

Ein böses Gerücht nach dem anderen wird unermüdlich gegen die Missionare ausgestreut. Man beschimpft sie als Weinsäufer. Tatsächlich haben sie eine große Franzbranntweinsendung von der Handelskompanie bezogen, aber nach dem holländischen Küstenort Nagapatam vermittelt. Nur auf diese Weise konnten sie ihre Missionsgelder freibekommen, die die dänische Handelskompanie in Waren festgelegt hatte und nicht abstoßen konnte. Hassius lässt die Kompaniebücher auslegen. Die Europäer und Inder sollen sich von den hohen Weinkäufen selbst überzeugen. Tatsächlich nehmen Hunderte Einsicht in die Rechnungen. In dieser Tonart geht es weiter.

Endlich fassen die Missionare in einer gemeinsamen Sitzung den Beschuß, bei dieser fortgesetzten Behinderung der Arbeit Ziegenbalg nach Europa zu senden. In einem persönlichen Bericht an das Königliche Haus soll er die ganze Sachlage darstellen und einen Wandel herbeizwingen. Während der Überfahrt will Ziegenbalg die begonnene Übersetzung des Neuen Testaments ins Tamulische zum Abschluß bringen, damit keine Zeit verlorenginge. Hassius

schlägt am 10. September 1709 die Bitte um Erlaubnis zur Rückkehr ab. Als Platzkommandant besitzt er die Gewalt über Verbleiben oder Rückkehr jedes Europäers in Trankebar. Selbst von anderen Küstenplätzen ist eine Rückkehr unmöglich, wenn der Ortsmächtige in Trankebar sie untersagt. Diese Vereinbarung gilt für sämtliche europäische Niederlassungen aller Nationen. Hassius begründet seine Ablehnung damit, daß dadurch das heilige Werk der tamulischen Bibelübersetzung verzögert werde! Die Verweigerung eines Schiffsplatzes ist eine neue Form der Gefangenschaft.

Bei dieser Sachlage treffen die Missionare allen Ernstes die Vorbereitungen zu einer Auswanderung der Mission aus Trankebar. Ziegenbalg, der allein des Tamulischen völlig mächtig ist, wird Erkundigungen einziehen. Seine erste Orientierungsreise in das südindische Königreich Tanjour scheitert. In den weißen Gewändern des Inders und dem Turban auf dem Haupt, ist er mit einigen christlichen Tamulen als Reisebegleitern über die Grenze gewandert. Unterwegs gerät er unversehens in einem indischen Rasthaus in eine Sitzung brahmanischer Beamter. Sie überzeugen ihn davon, daß die vorliegende Übertretung der Paßvorschriften dem Missionar nur Gefängnis und der Mission, die dann ein hohes Lösegeld bezahlen muß, keine Förderung bringt. Tagelang anhaltende Kopfschmerzen belehren Ziegenbalg überdies, daß es einem Europäer unmöglich ist, nach Art wandernder Apostel in indischem Gewand in der Tropenhitze zu wandern.

Das nächste Unternehmen wäre auch beinahe schlecht ausgelauft. Ziegenbalg und Gründler verlassen eines Tages die Stadt, um sich nach der nahen holländischen Kolonie Nagapatam zu begeben. Hassius tobt und flucht, als er von diesem Unternehmen hört, und droht, Ziegenbalg bei seiner Rückkehr in die unterirdischen Gewölbe der Festung zu werfen. Doch stellt sich der holländische Gouverneur sehr entschieden auf die Seite Ziegenbalgs und läßt ihn erst nach Trankebar zurückkehren, als Gründler unangefochten heimgekehrt ist. Es geschieht nichts. Die Ratsmitglieder des ränkesüchtigen Kommandanten weigern sich entschieden, gegen

Ziegenbalg vorzugehen. In einer neugeschaffenen Postverbindung der Missionare über das holländische Nagapatam, die von der Postzensur des Kommandanten unabhängig ist, spricht sich der Erfolg der Reise aus. Auch in der Gründung einer kleinen Christenschule für Tamulen in Nagapatam zeigt sich ein erfreuliches Resultat der Reise.

Den nächsten Vorstoß unternimmt Ziegenbalg am 17. Januar 1710 in das englische Interessengebiet nach Madras. Dort möchte er die ersten aus London eingetroffenen Briefe, mit denen die Unterstützungen aus England angekündigt werden, persönlich in Empfang nehmen. Bei allen Aussiedlungsplänen weiß Ziegenbalg, wieviel von dieser Reise abhängt. Er reist mit einem Kaufmann zusammen. Sechs Soldaten, zehn Säntenträger, fünf Provianträger, ein Koch und ein Pferdeknecht bilden die Begleitung. Bald reitet Ziegenbalg, bald läßt er sich in der Sänfte tragen. Die Reise gestaltet sich zu einem großen Triumphzug. Ziegenbalg tritt überall imponierend auf. In voller Absichtlichkeit entfaltet er einen solchen Aufwand, der seinen missionarischen Zielen dienen soll. Er will gesehen, beachtet, gehört und bekannt werden.

In den indischen Dörfern und Städten — der Zug geht an der Küste entlang — strömen die Inder zu Hunderten zusammen, wenn die Karawane erscheint. Zu ihrer größten Überraschung spricht sie der weiße Mann in ihrer eigenen Sprache an. Man begegnet dem Missionar mit der Ehrerbietung, die in diesem Lande dem Brahmanen gezollt wird. Begegnet Ziegenbalg unterwegs einem Brahmanen, der einer um ihn versammelten Menge aus einem der heiligen Bücher Südindiens vorliest, tritt er gern hinzu. Dann bittet er den Priester, ihm den Titel der Schrift zu nennen, und sagt dem erstaunten Brahmanen und der verwunderten Menge ohne Zögern sofort den Inhalt aus dem Gedächtnis und zitiert die schönsten Stellen daraus auswendig. Meisterhaft knüpft er dann ein christliches Gespräch in aller Ungezwungenheit an. Kein Wunder, daß ihm die Inder mit Begeisterung zuhören.

Religiösen Debatten und Kampfgesprächen weicht Ziegenbalg

nicht aus. Es ist ihm förmlich eine Lust, die geistigen Waffen zu kreuzen. Die Brahmanen stellen ihm gern aus ihrer Kenntnis der tiefesinnigen indischen Philosophie die spitzfindigsten und ausgefallensten Fragen. Ziegenbalg führt die Streitgespräche treffsicher. Die Gesundheit seines Verstandes ist unverwüstlich. Und doch stellt er die Inder ganz unmittelbar vor die letzten, ganz persönlichen Gewissensfragen, daß die Frager oft beschämmt verstummen.

So überwältigend neuartig ist das Erscheinen dieser Persönlichkeit unter den Indern, daß sich gehässige und gereizte Ablehnung nur ganz selten bemerkbar macht. Unwillkürlich ehren die Inder in ihm den hervorragenden Sachkenner südindischer Religionsformen und den Mann, der liebevoll wie respektvoll ihr Kulturgut durchforscht. Die ergreifende Schlichtheit und Unmittelbarkeit seines persönlichen Zeugnisses, die das Gewissen der anderen zu finden sucht, beantworten sie mit einer stillen Ehrfurcht vor diesem heiligen Ernst.

Noch tastet Ziegenbalg nach vielen Seiten die religiöse Front unsicher ab. Vorerst sucht er die Brahmanen, die anerkannten religiösen Führer des indischen Volkes, innerlich für das Evangelium zu gewinnen. Wenn sich eine Minderheit von ihnen der Christusbotschaft öffnet und den Götzenglauben verläßt, würde ihr ein Großteil der anderen Inder folgen. Aber dann sieht er die entrichteten Massen des armen indischen Volkes, die von den Brahmanen unter dem dumpfen Druck eines dämonisierten Götzenglaubens festgehalten werden. Wieviel brutalem Egoismus der herrschenden brahmanischen Kaste begegnet er auf den indischen Landstraßen, wenn er durch die armseligen Dörfer zieht. Stehen nicht diese armen, unwissenden Heiden innerlich auf seiner Seite, wenn er den Brahmanen in öffentlichen Reden vorhält, daß sie die Almosen der Armen annehmen, sie aber sonst religiös verkommen lassen, von anderem zu schweigen? Einmal ruft Ziegenbalg angesichts ungezählter, halbverhungerter indischer Parias den Brahmanen zu: „Es geschieht euch nur recht, wenn euch die Unberührbaren ver-

lassen.“ Man kann Ziegenbalg jedenfalls nicht vorwerfen, daß er die indischen Verhältnisse nicht kennen würde.

Wie jeder Missionar nach ihm, weiß Ziegenbalg, wenn er unverstehens unterwegs auf ein Götzenfest stößt: Hier mußt du reden, hier kannst du nicht stumm bleiben. Furcht kennt der hartgeprüfte Ziegenbalg nicht mehr. Mitten in der Nacht, wenn auf dem alle Nerven aufpeitschenden indischen Götzenfest sich die religiöse Raserei und der Blutrausch dem Höhepunkt nähert, taucht er plötzlich auf, stellt sich neben den Schlächter, der unaufhörlich Hähne zum Dämonenopfer absticht und noch das blutige Messer in seinen Händen hält. Das Überraschungsmoment benützend, versteht er es, die vorerst verblüffte Menge so zu fesseln, daß sie ihm schweigend und dann zustimmend zuhört, als er versucht, ihnen den wahren Gottesdienst zu zeigen.

Nur zweimal entwickeln sich auf den Reisewegen ernste Verwicklungen. Einmal geschieht es in einem abseits der großen Straßen gelegenen Gebiet, in das sein Ruf noch nicht gedrungen ist. Brahmanen, die im Streitgespräch nicht gegen Ziegenbalg aufgekommen sind, versuchen ihn nachts zu überfallen. Das andere Mal sucht eine mohammedanische Stadtbrigade, die in einer Schaudisputation den kürzeren zog, sich für diese Niederlage zu rächen. Hier wie dort entgeht Ziegenbalg auf wunderbare Weise der drohenden Gefahr.

Für gewöhnlich brechen solche harten Gegensätze nicht auf. Es geht eine seltsame Macht von Ziegenbalg aus. Jede Gelegenheit sucht er auf, um mit Indern ins Gespräch zu kommen. Die Tamulen sitzen abends bei Mondschein noch gern eine Weile im Schatten ihrer Hütten beieinander. Ziegenbalg setzt sich mitten unter sie. Oder am Meerstrand tritt er zu den Fischern, die ihre Netze flicken und die faulen von den guten Fischen lesen. Dann spricht er mit ihnen von dem, der einst am See Genezareth die Fischer in seine Nachfolge rief. Oder er wartet an einem Tempelplatz geduldig, bis sich Inder um ihn scharen. Dann beginnt er mit ihnen ein religiöses Gespräch ganz in der Art indischer Hei-

liger, die sich am Wegrand niederhocken und um die sich das Volk drängt.

Nie ist er dabei allein. Immer hat er einige tamulische Christen oder wenigstens einige größere Knaben seiner Missionsschule bei sich. Gern zieht er mit einer Klasse auf die Dörfer und hält im Rasthaus mit ihnen eine Unterrichtsstunde ab. Die Tamulen lieben das Frage- und Antwortspiel und hören gespannt zu. Jede Möglichkeit wird ausgeschöpft, um an die Inder auf indische Weise heranzukommen. Unterwegs werden auf Palmbälter geschriebene kleine christliche Abhandlungen verteilt. Der Inder liest gern und vor allem aufmerksam.

Als Ziegenbalg von Madras zurückkehrt, kann er den Brüdern versichern: Das Feld ist reif zur Ernte. Er berichtet von dem großartigen Empfang beim englischen Gouverneur von Madras und von der herzlichen Aufnahme bei den Kolonialeuropäern an den Küstenplätzen. Das Ergebnis steht fest: Das Missionswerk kann jederzeit in den holländischen oder englischen Schutzzonen neu gegründet und fortgesetzt werden. Es ist von Trankebar und seinen Peinigern unabhängig. Die Gehässigkeiten eines Hassius haben Ziegenbalg auf die indischen Landstraßen getrieben, und wie erfreulich und glaubensstärkend ist der Ertrag der ersten großen Erkundungsreise!

Unermüdlich sucht Ziegenbalg den freien Spielraum zu erweitern. 1711 bereitet er eine Erforschungsreise nach Ceylon vor. Ihm ist ein Bericht zugegangen, daß dort sofort mit einer Missionsarbeit begonnen werden kann. „Hier sind mir die Hände gebunden“, klagt Ziegenbalg über Trankebar.

Inzwischen ist die Übersetzung des Neuen Testamentes ins Tamulische am 21. März 1711 vollendet worden. Was die Katholiken in zweihundertjähriger Missionsarbeit unter den Tamulen unterlassen haben, vollbringt Ziegenbalg in den ersten Gründungsjahren der evangelischen Mission. Die Nachricht von der Vollendung eilt durch die europäischen Länder. La Croze, der Bibliothekar des preußischen Königs, erklärt öffentlich: Ziegenbalg dürfe nun in

Wahrheit den Titel eines Apostels der Inder führen. Aus London erreichen den Missionar Gratulationsschreiben. Auch aus anderen europäischen Geisteszentren dringt die Anerkennung nach Trankebar.

Statt nach Ceylon reist Ziegenbalg zum zweiten Mal nach Madras und weilt dort volle fünf Monate. Er knüpft Verbindungen mit frommen Armeniern an. Sie sind die tüchtigsten und reiselustigsten Kaufleute, die man überall in Asien antreffen kann. Mit zwei Armeniern bewohnt er ein Inderhaus inmitten des Eingeborenenviertels der von Engländern beherrschten Stadt. Die Armenier schlagen ihm vor, mit ihnen nach Hinterindien zu reisen, in ein Gebiet, in dem das Christentum noch nicht durch das anstößige Leben der europäischen Christen in Verruf geraten ist. Dort habe Ziegenbalg freie Entfaltungsmöglichkeiten, und die Menschen seien williger, das Christentum anzunehmen. Schließlich bieten sie ihm sogar an, in ihrer Begleitung durch ganz Indien zu reisen und in dem Riesenland alle Missionsmöglichkeiten in umfassender Weise zu erforschen. Selbst ein Briefwechsel mit armenischen Bischöfen wird ins Auge gefaßt. Aber körperliche Schwächezustände halten Ziegenbalg von diesen Unternehmungen zurück. Etwas zu erzwingen, ist nie seine Art gewesen.

Doch hält er diesen faszinierenden Plan einer großen Erkundungsreise durch ganz Indien fest. Später überrascht und erschreckt er Francke durch den Antrag, ihm dafür 6000 Taler zur Verfügung zu stellen. Ob er mit einem stattlichen Gefolge und mit armenischen Dolmetschern von Fürstenhof zu Fürstenhof ziehen wollte, um dort religiöse Gespräche zu führen? Hofft er, indische Maharadschas zu gewinnen, die ihr Land geschlossen dem evangelischen Glauben zuführen? Auf die germanische Mission, in der Fürsten ihrem Volk in der Annahme des Christentums vorausgingen, hat Ziegenbalg in seinen Reden oft Bezug genommen. Zeitlebens weiß er sich nur als Kundschafter.

Auch mit der katholischen Mission, die auf dem Thomasberge bei Madras eine große Wallfahrtskirche und Klöster besessen hat,

sucht Ziegenbalg Verbindung. Er besucht den Bischof und die Klöster und führt dort religiöse Gespräche. Nach einer bewunderungswürdigen Anfangsgeschichte und nach heldenmütig ausgestandenen Verfolgungsstürmen ist in den Tagen Ziegenbalgs ein trauriger Verfall der katholischen Mission eingetreten. Es mangelt an hingabefreudigen Priestern, die die Landessprache beherrschen. Man streitet sich lieber um die Bischofshüte. Vieles verfällt durch die Trägheit, Gleichgültigkeit und Uneinigkeit katholischer Missionspriester. Nur der kirchliche Betrieb läuft in der Form lateinisch gelesener Messen auf vollen Touren. Doch die Masse der katholisch gewordenen Inder verwahrlost religiös. Während Ziegenbalg unermüdlich die Heiden zum Glauben ruft, fallen ungezählte für das katholische Christentum gewonnene Inder in religiöse Unwissenheit zurück und leben nur noch in unverstandenen und abergläubisch hingenommenen Gebräuchen.

Ziegenbalg ist über diese Entwicklung tief bekümmert. Katholische Inder der Stadt Madras wollen sofort evangelisch werden, wenn Ziegenbalg ihnen eine evangelische Kirche und einen Pastor stellen kann. Aber der körperlich ermattete Missionar kann nichts versprechen. Die Hände sind ihm gebunden. Er bleibt am St. Thomasberg, wo die Hitze nicht so erbarmungslos wie in der Tiefebene brütet. Mit orthodoxen Armeniern, katholischen Christen und Heiden wohnt er friedlich zusammen. Jeden Tag evangelisiert er mitten in einem großen Baumgarten, durch den viele Inder ihren Weg nehmen.

Von dieser stillen und bescheidenen Arbeit eines erschöpften Mannes dringt sein Ruf in die Scharen der vernachlässigten katholischen Tamulen Südindiens. Ziegenbalg erlebt nicht mehr diese Auswirkungen. Einem katholischen Unteroffizier im Königreich Tanjour, aus der ärmsten Klasse der Unberührbaren, fällt eines Tages unvermutet Ziegenbalgs tamulisches Neues Testament in die Hände. Es wird ihm zu einer Offenbarung. Gepackt von der Wucht und dem Glanz der ihm neu aufgehenden christlichen Botschaft begibt sich dieser Rajanaiken nach Trankebar zu

den „Vätern“ und wird evangelisch. Dann wandert er wieder auf langen Wegen in die Heimat zurück, um unter seinen Brüdern eine Erweckung anzufachen. Hunderte ziehen dann jährlich nach Trankebar. Tausende folgen später. Schließlich sind ihnen die Missionare nachgezogen und haben Inlandstationen gegründet. Am St. Thomasberg bereitet ein ermatteter Missionar, ohne es zu wissen, diese Entwicklung vor!

„Auf Erweiterung dieses Werkes in Trankebar können wir nicht gedenken, teils weil wir den großen Widerstand von der Obrigkeit haben, teils auch weil wir dies Jahr keine zulänglichen äußeren Mittel erhalten haben“, schreibt Ziegenbalg nach Europa. Dann folgt ein trotziges Dennoch geheiliger Unbeugsamkeit: „Ich glaube, daß alles dasjenige, was bisher geschehen, nur lauter Vorbereitung ist auf eine zukünftige große Bekehrung der Heiden.“ Verstehen wir, daß es dieser Persönlichkeit, die immer mehr ins Apostolische wächst, zu eng in Trankebar wird? Es bedarf mancher Bitten der anderen Missionare, ihn zur Rückkehr in die stickige Luft dieser Kleinstadt zu bewegen.

Dringend bedarf man seiner in Trankebar. Dort sind ernste Zeiten gekommen. Die beiden engstirnigen dänischen Pastoren sind plötzlich vom Tode ereilt worden. Zwei Ratsherren sterben ihnen nach. Das Glück ist aus Trankebar gewichen. Die tobende See reißt weite Stücke der Stadt ins Meer. Halb Trankebar steht unter Wasser. Plötzlich taucht ein königlicher Komissar auf und deckt die schlimmste Mißwirtschaft bei Hassius auf. Er stirbt unter verdächtigen Zeichen. Aber seine Berichte sind bereits nach Kopenhagen unterwegs und nicht mehr aufzuhalten.

Die Missionsarbeit schreitet langsam voran. Im Herbst landen drei Schriftsetzer aus Halle. Neben der von England gespendeten Druckereiausstattung mit lateinischen Lettern tritt eine von Francke zusammengestellte mit tamulischen Schriftzeichen. Die Pressen fangen an zu arbeiten. Bibelteile, Gesangbücher, Katechismen, Gebetbücher, Schulbücher, Flugschriften und Predigten für die Heiden werden gedruckt. Die religiösen Traktate wandern weit durchs

Tamulenland. Die Missionsschulen werden ausgebaut. Die beiden Gemeinden wachsen. Auf der Königsstraße, nahe der dänischen Zionskirche, wohnen jetzt die Missionare in geräumigen Häusern, arbeitet die Druckerei, singt und übt die tamulische Jugend in den Schulräumen.

Was wird in Zukunft mit Trankebar werden? Hassius bleibt der gehässige Missionsfeind. Nur noch durch den Ordinationseid fühlt sich Ziegenbalg an diese Stadt gebunden. Mit den 400 Menschen, die mit der Mission verbunden sind, läßt sich's leicht ins englische oder holländische Gebiet auswandern und unbelastet neu beginnen.

Plötzlich schlägt die Entscheidungsstunde. Im Oktober 1714 liegen wieder Schiffe im Hafen und rüsten bereits zur Rückreise. Da bittet Hassius den Pulsnitzer zu Gast. In dieser Stunde zeigt ihm Hassius auf einmal alle Geheimbefehle, die er von den Direktoren der Dänischen Handelskompanie in Kopenhagen erhalten hat. Ziegenbalg staunt über so viel Niedertracht und Bosheit. Da sollen Kirchen und Schulen nur errichtet werden, wenn die schriftliche Genehmigung der Handelsdirektion in Kopenhagen vorliegt. Taufbewerber sind vom Kommandanten zu prüfen, ob sie nicht gekauft, durch Versprechungen angelockt oder unter Druck gesetzt worden sind. Über sämtliche Arbeiten der Missionare hat der Kommandant ein Journal zu führen, dessen Kopie jedes Jahr in Kopenhagen vorzuliegen hat. In jedem Fall haben sich die Missionare auch sonst jeder Tätigkeit zu enthalten, welche die Kompaniekassen mit Mindereinnahmen bedrohen. Das ist nichts anderes als ein raffinierter Plan zur langsamen und heuchlerischen Abwürgung der Mission auf dem Verwaltungsweg und durch Einschaltung eines praktisch unbegrenzten Vetorechtes seitens des Kommandanten.

Ob der schlaue Fuchs besser über die Kräfteverschiebungen in Dänemarks Hauptstadt unterrichtet ist als die starrköpfigen Handelsdirektoren? Von diesen gewissenlosen Pfeffersäcken will er, Hassius, sich jedenfalls nicht in eine Sackgasse führen lassen. Er greift auf einen älteren Amnestievorschlag des nationaldänischen

Missionsinspektors Professor Lundberg zurück. Die Missionare stimmen zu. Feierlich wird zwischen ihnen der Burgfriede aufgerichtet.

Ziegenbalg faßt in dieser Stunde den größten Entschluß seines Lebens, sofort nach Europa zurückzukehren. Den heimückischen Gegnern wird er persönlich gegenübertreten und sein Recht beim König suchen. Jedes Verweilen in Trankebar unter diesen Umständen dünkt ihn nur Zeitverschwendug zu sein. Getrost darf er den Staub von den Füßen schütteln. Die Würfel sind gefallen.

Hassius steht zu seinem Wort. Ziegenbalg erhält sofort von ihm die freie Überfahrt nach Dänemark als Schiffs prediger zugesprochen. Am 26. Oktober 1714 folgen ihm zwei Tamulen auf das Schiff. Einer von beiden ist für die Hofhaltung der Königinmutter, der andere als Gefährte Ziegenbalgs ausersehen. Jeden Tag will der Pulsnitzer tamulisch sprechen, um in der Übung zu bleiben. Die trotz aller Bedrängnis auf bald 400 Glieder angewachsene indische Gemeinde begleitet die Schiffsreisenden an den Strand. Ziegenbalg verspricht ihr bewegten Herzens, eilends, spätestens in zwei Jahren zurückzukehren. Viele Heiden haben sich am Ufer angesammelt. Auch aus ihren Zurufen klingt die Bitte nach Rückkehr.

In Europa und Rückkehr mit Maria Dorothea

Nach siebenmonatiger Schiffsreise werden Ziegenbalg, Jordan, der endgültig zurückkehrt, und die beiden Tamulen im norwegischen Hafen Bergen an Land gesetzt. Wegen des Nordischen Krieges wird hier die Fracht gelöscht. Ziegenbalg muß sehen, wie er von hier aus weiterkommt.

Wer beschreibt aber die Überraschung, als man ihn in der Stadt ehrerbietig als Missionspropst begrüßt! Von dieser Ernennung hat er bisher noch nichts erfahren. In den Kirchen des dänisch-norwegischen Reiches wird auf königlichen Befehl für die Mission gebetet. Das Missionskollegium arbeitet. Der dänische König steht unentwegt zum indischen Missionswerk. Niemand in Europa wagt

diese Tatsache anzuzweifeln. Der schlaue Hassius hat doch die wahre Lage besser durchschaut als seine gewissenlosen Auftraggeber in Kopenhagen.

Vor zehn Jahren zogen zwei unbekannte junge Missionare nach Indien in ein großes Wagnis hinein. Jetzt ist Ziegenbalg ein berühmter Mann geworden. Zu Pfingsten steht er auf der Kanzel der Stadtkirche von Bergen. Von allen Seiten umgibt man ihn mit Aufmerksamkeiten. Endlich findet sich nach drei Wochen ein Schiff nach Hamburg. Ziegenbalg sucht den dänischen König. Friedrich IV. befindet sich im Feldlager vor Stralsund, wo ein vereinigtes Heer von Dänen, Preußen, Sachsen und Hannoveranern die Stadtburg belagert, um die Truppen des gefürchteten Schwedenkönigs Karl XII. endgültig vom Festland zu vertreiben. Dorthin eilt der Missionspropst.

Es gibt großes Aufsehen im Feldlager, als plötzlich und unerwartet Ziegenbalg dort eintrifft, den man ja in Indien wähnt. Geheimrat von Holsten, der Präsident des neuen Missionskollegiums, benutzt jede freie Minute, um sich über Trankebar zu orientieren. Der über das unerwartete Auftauchen seines Missionspropstes bestürzte König wird durch eine kurze Mitteilung davon überzeugt, daß im Missionswerk keine Katastrophe eingetreten ist.

Der vielbeschäftigte König findet nicht sofort Zeit, Ziegenbalg zur Audienz zu rufen. Alle Regierungsgeschäfte haben sich in dem Feldlager angehäuft. Das lange Warten hat aber sein Gutes. Der deutsche und dänische Adel, der sich hier ein Stelldichein gibt, sucht bei dem Missionspropst Aufschluß über das indische Werk.

Der europäische Klatsch hat doch viele seiner Berichte als in Halle erfundene Nachrichten aufgefaßt! Der Großkanzler von Holsten möchte den mit dem Adel gewonnenen Kontakt auf die Gelehrtenwelt ausdehnen und plant eine Rundreise Ziegenbalgs an die lutherischen Universitäten. Dazu ist Ziegenbalg nicht mehr gekommen. Ihm liegt auch mehr an einer großen Kollektensammlung für den Neubau einer Missionskirche, nachdem die alte durch die Flutkatastrophe in Mitleidenschaft gezogen worden ist.

Am 26. Juli 1715 steht Ziegenbalg vor dem König. Friedrich IV. ist aus seinem Kabinett in den großen Audienzaal getreten, und inmitten der versammelten Spitzen seines Reiches beginnt er das Gespräch mit dem Gast aus dem fernen Indien, dem er seine ganze Huld und Anerkennung öffentlich zu erkennen gibt. Unter königlicher Zustimmung betritt dann der junge Tamule Peter Maleiappen den Zeltsaal. Der orientalischen Sitte gemäß vollzieht er vor dem Monarchen den Fußfall. Der König heißt ihn aufzustehen. In einer kurzen deutschen Rede dankt der junge Inder namens der Tamulenchristen dem König für das von ihm ins Leben gerufene Missionswerk und bittet um weiteren Beistand.

Nach dem Königsgespräch darf Ziegenbalg mit der königlichen Sonderpost nach Kopenhagen reisen. Friedrich IV. hat ihm seine volle Unterstützung für die direkten Verhandlungen mit den Handelsdirektoren zugesagt. Jederzeit darf sich der Missionspropst unmittelbar über den Großkanzler direkt an den König wenden. In Dänemarks Hauptstadt wird Ziegenbalg sofort durch Einladungen zur Königin und zur Prinzessin Hedwiga Sophia ausgezeichnet. Hier am Hof lernt Ziegenbalg einen Kreis von Männern und Frauen kennen, die in großer Liebe der indischen Mission zugetan sind.

Die Verhandlungen mit den Direktoren der Handelskompanie wollen zuerst nicht recht in Gang kommen. Der Missionssekretär Christian Wendt ist ein religiöser Sonderling. Ziegenbalg spürt seine geheime Opposition. So schlägt er sich allein mit den harten Köpfen der Direktoren herum. Bei diesen schwerreichen und geldgierigen Männern hat sich der Gedanke festgefahrene, daß jede weitere Ausdehnung der indischen Missionsarbeit den Ruin des dänischen Handels bedeute. Am bockigsten zeigt sich der steinreiche Geheimrat Moth, ein sehr unbequemer und unzugänglicher Herr.

Ziegenbalg gibt nicht nach. Er weiß, wie er den Direktoren schließlich beikommt. Der Missionspropst macht aus der Schwierigkeit kein Geheimnis mehr. Die ganze Stadt nimmt nun Anteil. Pastor Dürkop zieht auf der Kanzel gegen die Gottlosigkeit der

Handelskompanie zu Feld. Das wirkt, um die festgefahrenen Verhandlungen wieder flottzumachen. Als der starrköpfige Geheimrat Moth merkt, daß er sich immer mehr isoliert und schließlich mit seinem Widerstand allein gelassen wird, zieht er sich auf seine Landgüter zurück. Damit sind alle Brücken abgebrochen. Nun verliert auch das Missionskollegium seine Engelsgeduld und legt der Kompanie eine Order zur Aufhebung aller Geheimbefehle zur unverkürzten Annahme vor, oder die Sache gehe vor den König. Das bricht den letzten Widerstand. Hassius wird abgerufen und durch den missionsfreundlichen Herrn von Nissen ersetzt. Die missionsfeindlichen Befehle werden aufgehoben.

Sechs Tage weilt der Propst noch auf dem Schloß, in langen Gesprächen mit der leidgeprüften Königin, die „ihre Brüder und Schwestern in Indien“ grüßen läßt. Leichten Herzens kann nun Ziegenbalg nach Deutschland weiterreisen. Lateinische und deutsche Zeitungen haben bereits seine Ankunft angekündigt. Sein Wunsch, eine große Missionskirche in Trankebar zu errichten, ist nicht ungehört verhallt. Viele Hände rühren sich. In Württemberg erreicht der rührige Hofprediger Samuel Urlsperger beim Herzog die Ausschreibung einer Landeskollekte für Trankebar. Von den 10000 Talern, die für den indischen Kirchenneubau in Deutschland gesammelt worden sind, steuert Württemberg allein 6000 bei! Ziegenbalg bedauert in einem Dankesbrief an Urlsperger, daß er seine geplante süddeutsche Reise nicht mehr durchführen könne. In Kopenhagen sei viel Zeit verlorengegangen, und im Herbst fahren die Schiffe!

In Halle bleibt der Missionspropst auch nur wenige Wochen. Er besorgt in Halles Mauern die Drucklegung der ersten tamulischen Grammatik. Oft sieht man Francke und Ziegenbalg im herzlichen Gespräch beieinander. Francke läßt ihn auf seiner Kanzel predigen. Die Menschen drängen sich in St. Ullrich und in der Glauchaischen Kirche, als Ziegenbalg predigt. Den jungen Inder sehen die Hallenser oft mit den Korrekturbogen durch die Straßen eilen. Der Gedanke an Indien mahnt zur Eile. Als die tamu-

lische Grammatik unter der Presse ist, nimmt sich der Missionspropst noch die Zeit zu einer kurzen Reise über Merseburg, Leipzig nach Pulsnitz. Das Ziel seiner Europareise ist erreicht. Der Winter naht. Ziegenbalg ist in Aufbruchstimmung. Die Reiseroute über Holland und die Rückfahrt auf einem neuen schnellsegelnden englischen Schiff sind schon festgelegt.

Als der Missionspropst in Möckern bei Halle die Postkutsche besteigt, begleitet ihn ein taufrisches, anmutiges, junges Mädchen, Maria Dorothea Salzmann, eine Württembergerin, eine frühere Schülerin aus seiner Kandidatenzeit in Merseburg. Wer sollte auch an ihrer heiteren, natürlichen und herzlichen Art, die süddeutsche Liebenswürdigkeit mit mitteldeutscher Ernsthaftigkeit so glücklich vereint, nicht Gefallen finden? Durch eine sorgfältige Erziehung steht sie weit über dem kümmerlichen Durchschnitt der damaligen Mädchenbildung. Es ist dem Missionspropst nicht leicht gefallen, die einzige Tochter des verstorbenen Regierungsrates Salzmann, eines Verwandten Philipp Jakob Speners, von der Seite der Mutter zu lösen. Aber Maria Dorothea hat den Missionar schnell liebgewonnen. Ein tapferes Mädchenherz verhehlt die bei ihm schnell und wundersam aufgeblühte Neigung nicht. So ist sie Ziegenbalgs junge Lebensgefährtin und die erste deutsche Missionarsfrau geworden, die ihrem Gatten auf das Missionsfeld folgt.

Auf der gemeinsamen Reise gibt es genug Aufregungen. In Holland erkrankt Ziegenbalg, der harten Winterskälte ungewohnt. Erpresserische Zollbeamte legen an der englischen Küste die Koffer mit Beschlag. Dann bleibt das Schiff, das die Themse hinauffährt, fünf Meilen vor London im Eis stecken. Zu Fuß müssen sie auf unsicheren Straßen in die große Stadt wandern.

In London entschädigt sie dafür die umsichtige und großzügige Fürsorge der Sozietät. Eine Wohnung ist bereitgestellt. Die Einladungen häufen sich. Der Erzbischof von Canterbury stellt den Missionspropst dem neuen König Georg I. und dem Prinzen von Wales vor. Maria Dorothea wird zu den Prinzessinnen eingeladen. Vor den kritischen Augen der nüchternen Engländerinnen hat die

anmutige junge Frau, die so unversehens ins große Glück und in die große Welt versetzt worden ist, die Probe bestanden. Die entscheidende Stunde schlägt für den Missionspropst, als er in der feierlichen Sitzung der großen englischen Sozietät seinen Dank für alle Hilfe aussprechen darf. Bewegten Herzens besteigen Bartholomäus und Maria Dorothea, von dem treuen Tamulen Peter begleitet, am 4. März 1716 das schöne Schiff „Prinz Friedrich“. Sie sind glücklich darüber, daß sie in England viele Missionsfreunde besitzen.

Fünf Monate froher Gemeinschaft wird beiden Menschenkindern auf dem neu erbauten Schiff, das schnell segelt und eine gottesfürchtigen Kapitän besitzt, geschenkt. Ihrem Bruder schreibt die junge Frau: „Aus allem erkenne ich, daß unsere Ehe von Gott gestiftet ist, und freue mich der sonderbaren Führung, die mir darinnen widerfahren ist.“ In einem anderen Brief an die Mutter, die sich ängstigt, schreibt sie: „Meine Ehe ist gottlob so wohl geraten, daß ich mir in der Welt nichts Besseres hätte wünschen können. Ich preise Gott, der mir einen solchen Mann zugeführt hat.“

Wohl stürmen viele aufregende Erlebnisse auf Maria Dorothea ein. Zweimal werden sie von Seeräubern verfolgt. Es wird sehr ernst. Drei Todesfälle sind an Bord zu verzeichnen. Im Indischen Ozean überrascht sie ein wütender Orkan, der zwei Tage und Nächte anhält. Das Schiff wird hin und her geworfen. Wie kann dieser Mann Bartholomäus Ziegenbalg in solchen Stunden beten! Maria Dorothea schreibt: „Unter solchem Gebet wurde ich sehr freudig. Hier habe ich zu meinem großen Nutzen auch erfahren, wie es einer Seele zumute ist, wenn sie bei ihrem völligen guten Zustande aus der Welt in die Ewigkeit gehen soll.“ So jung und so voller Glück und den Tod vor Augen, solches Erleben vergißt ein tiefer veranlagter Mensch nicht mehr.

Am 10. August 1716 kommt in der Morgendämmerung Madras in Sicht. Zwischen dem Schiff und dem Küstenfort werden 21 Salutschüsse ausgetauscht. Europäer und Inder strömen an Bord. Der Missionspropst wird bereits erwartet. Briefe aus Trankebar liegen

für ihn vor. Als erste Passagiere verlassen Ziegenbalg und seine Frau das Schiff. Durch eine freudig erregte Inder am Ufer müssen sie sich ihren Weg bahnen. Der englische Prediger Steven-son räumt ihnen ein Gartenhaus zum Wohnen ein, das mitten in einem ausgedehnten Park hoher Bäume steht. Wie in London beginnt die lange Kette von Besuchen und Gegenbesuchen. Den Anfang macht der englische Gouverneur. Das schöne Ergebnis des Madrasser Aufenthaltes besteht in der ernsthaften Vorbereitung einer Missionsarbeit in dieser bedeutenden Stadt Südindiens durch die Gründung einer tamulischen Missionsschule.

Auf der Landreise nach Trankebar erlebt die junge Missionarsfrau, wie in den Städten und Dörfern die Inder zusammenströmen und ihren Mann freudig begrüßen. Freude herrscht in Trankebar bei Christen und Heiden. Alles rüstet sich auf den Empfang. Wie anders sieht jetzt die Kleinstadt aus. Hassius begrüßt respektvoll den Missionspropst und seine Gattin. Die Sonne scheint wieder. Magister Gründler hat inzwischen die Witwe eines Trankebarer Ratsherren geheiratet. In zwei Missionshäusern sorgen jetzt die Missionarsfrauen für Geborgenheit und Traulichkeit. Die portugiesische und die tamulische Gemeinde sind wohl daran, daß neben den Missionaren still und freundlich zwei Frauen schalten und walten. Im Haus des Missionspropstes stellen sich nacheinander zwei Büblein ein, zur großen Freude der jungen Eltern.

Die Gemeinde und die Missionare rüsten sich zu neuen Aufgaben.

Oalet will ich dir geben

Der Missionspropst ist erfüllt von neuen Plänen. Der Grund zu einer großen Missionskirche an der Königsstraße in Trankebar wird abgesteckt. In Sadraspatnam, sieben Meilen von Madras entfernt, werden aus dem Felsen die Steine gebrochen. Jetzt geht die Saat einer unermüdlichen und geduldigen Arbeit auf. Die Europäer in Indien verstehen die Zeichen der Zeit. Sie tragen mitein-

ander im Wetteifer zum glücklichen Gelingen des großen Unternehmens bei. Eine lange Gabenliste entsteht. Selbst der nach Europa abgerufene Kommandant Hassius läßt durch seinen Diener eine namhafte persönliche Spende ins Missionshaus tragen.

Das neue Gotteshaus, das solid für Jahrhunderte gebaut wird und noch heute der lutherischen Tamulengemeinde dient, empfängt den Namen „Neu-Jerusalem“. Wie einst von Jerusalem das Christentum seinen Siegeszug im Morgen- und Abendland antrat, so erbittet sich Ziegenbalg von Gott, daß von dieser Missionsstätte aus sich das Christentum über ganz Indien und Ostasien ausbreite und eine neue Epoche einleite. Trankebar soll zur Stadt auf dem Berge werden mit einer blühenden Christengemeinde, deren Glaubenseifer und heiliger Wandel wie ein Licht leuchte. Inmitten dieser ersten tamulischen Christengemeinde möchte der Missionspropst in den sorgfältig nach halleschem Muster ausgebauten Missionsschulen die jungen Inder ausbilden, die sich zum Dienst als Lehrer und Prediger ihres Volkes rüsten. „Die bisherige Erfahrung lehrt uns, daß ein solches Werk erst an einem Ort unter den ostindischen Heiden wohl gegründet werden muß, ehe man an anderen Orten mit Nutzen anfangen kann.“

Vieles muß noch langsam reifen und ausprobiert werden, ehe es zu einer den Indern anheimelnden bodenständigen Kirchen gestaltung kommt. In der neuen, kreuzförmig gebauten Jerusalemskirche sitzen in beiden Flügeln, den Blicken der Männer entzogen, auf der einen Seite die Sudra-, auf der anderen die Pariafrauen. Im Hauptschiff nehmen die Sudra- und Pariamänner getrennt Platz. Das ist die einzige Konzession, die der strengen Kastenordnung des Tamulenvolkes eingeräumt wird. Für die Abendmahlsfeier gibt es nur den einen gemeinsamen Kelch. In der Schule sitzen die Kinder aller Kasten und der Parias untereinander. Hier gilt nur die Leistung und der Charakter.

Von Anfang an ist in der werdenden indischen Kirche viel gesungen worden. Die heidnische Singpredigt wird ins Christliche übertragen. Schöne kirchliche Sitten entfalten sich als Gegen-

gewicht gegen heidnische Entartungen. Wie anziehend gestaltet sich eine christliche Trauung! Nicht mit „Heidenträrm“, still begibt sich das Brautpaar in die Kirche. Und nach der Trauung begleitet die ganze Gemeinde, die Schuljugend voran, das Brautpaar und die Hochzeitsgäste singend ins Hochzeitshaus, wo ein bescheidenes Festmahl alle vereint. Gesänge erklingen und Reden werden gehalten. Wie würdig gestaltet sich ein christliches Begräbnis in dieser werdenden Kirche. Acht Träger mit langen weißen Gewändern und schwarzen Leibbinden tragen die Bahre. Ewigkeitslieder werden unterwegs angestimmt. Die ganze Gemeinde zieht mit. Das gellende Klagegeschrei bei den heidnischen Bestattungen ist hier nicht denkbar. Die feierliche Form der christlichen Begräbnisse hat auf die Heiden und Christen einen ganz starken Eindruck gemacht. Mancher Heide möchte auch so begraben werden. Die Gemeinde zieht vom Friedhof aus auch wieder geschlossen zum Trauerhaus. Man sitzt noch eine kleine Weile beieinander. Gottes Wort tröstet und richtet die Gedanken auf die Ewigkeit.

Freudentage sind die Tauffeste, wenn nach monatelanger Vorbereitung Inder angesichts der Gemeinde ihrem alten Heidentum abschwören und freudig ihren Glauben bekennen. In den Missionsschulen sind bereits tamulische Lehrer tätig. Diese Mitarbeiter besuchen auch regelmäßig die in den umliegenden Dörfern zerstreut wohnenden Christen und trösten die Kranken.

Erstaunlich ist, daß Ziegenbalg immer wieder die Zeit findet, auf Heidentrakt zu ziehen. 1717 unternimmt er wieder eine Reise nach Madras, unterwegs unermüdlich predigend.

Das Missionskollegium in Kopenhagen, die deutschen und die englischen Missionsfreunde können sich glücklich schätzen, solchen Missionaren ihre Hilfe zu leihen. In Kopenhagen aber kriselt es. Hassius ist als schwerreicher Mann aufgetaucht. Zum Entsetzen des Missionskollegiums vermag er sich ein Adelspatent zu erkauen und als Herr von Lilienpalm mit einem Herrensitz in Norwegen stolz aufzutreten. In schlängenklugen Bemerkungen streut er in der Stadt Mißtrauen gegen die Trankebarer Missionsmetho-

den aus. Die Missionare anzugreifen, hütet er sich wohlweislich. Betont spricht er von der katholischen Mission, die, ohne einen kostspieligen Verwaltungs- und Schulapparat aufzuziehen, eine angeblich 300 000 Tamulen umfassende Kirche aufgebaut habe und sie mit erstaunlich geringen Mitteln in Gang halte.

Das ist Wasser auf die Mühle des unverheirateten Missionssekretärs, dem die katholische Gegenpropaganda mit ihren Karikaturen über die Trankebarer Missionare nicht aus dem Sinn geht: Ziegenbalg, der unter die Heiden ziehen will, wird von seiner lamentierenden Frau am Rock zurückgehalten, während die Kinder schreiend zu seinen Füßen liegen! Wendt schwärmt für die Wandermision in apostolischer Armut. Die verheirateten Missionare mit ihrer stationären Arbeit in Trankebar sind ihm ein Greuel. Hinaus auf die Heidenstraßen! ist sein Grundsatz. Sonst wird der Durchbruch Indiens zum Evangelium aufgehalten. Schulen einrichten, eingeborene Helfer langjährig ausbilden, Kirchengebäude erstellen, Gemeinden in geduldiger Arbeit erziehen, das ist alles Sache der einmal gewonnenen Inder selbst. Die Missionare sollen also wie einst die Apostel in sklavisch genauer Nachahmung, ohne Geld im Beutel, von Ort zu Ort in Indien predigend herumziehen. Ihr Hauptwerk sei das Pilgern unter den Heiden.

„Bedenken Sie, was Ihr Kirch- und Schulwesen für Kosten erfordert“, schreibt Wendt an Ziegenbalg. Ja, das ist es, was die Herren in Kopenhagen so willig diesen frommen Unsinn unterschreiben läßt, die Angst vor den steigenden Forderungen der Missionare an Mitarbeitern und an Missionsgaben. Dänemark befindet sich noch im Nordischen Krieg. Die Kolonien werfen nicht mehr viel ab. Das Missionsinteresse der dänischen Kirche sinkt in der schweren Zeit ab. In diesen Verlegenheiten bietet Christian Wendt sein unfehlbares Rezept an: Europa besitzt nicht das Geld, um Missionskirchen zu bauen und Missionsschulen zu gründen. Daftur hat Indien selbst zu sorgen. Europa stellt die ersten Missionare, damit genug!

Während sich Ziegenbalg in seinem Gewissen gedrängt fühlt, vorerst in Trankebar an der Festigung der neugewonnenen Gemeinde zu arbeiten und die beiden neuen Missionsschulen in Madras und Cuddalore, die dort als Keimzellen neuer Missionsstationen entstanden sind, mit guten Lehrern zu versorgen, fordern Briefe aus Europa, er solle vor allem unter die Heiden ziehen. In Trankebar sei das Werk schon getan. Dazu würden keine Gelder mehr bewilligt. Mit einem schlichten Saalbau statt eines Kirchengebäudes wäre es auch genug gewesen. „Das Mißverständnis in Kopenhagen gegen uns Missionarien wird noch weiter ausbrechen, und das haben wir von unserer schweren Arbeit“, klagt der Missionspropst seinem treuen Freund Gründler.

Bei Ziegenbalg taucht der Gedanke auf, nach Europa zurückzukehren. Er fühlt auf einmal, daß seine körperlichen Kräfte verbraucht sind und zu einer neuen Auseinandersetzung mit den Frömmern in Kopenhagen seine Spannkraft nicht mehr zureicht. Erschöpfungszustände, durch den Herzenskummer über so viel fromme Bosheit verstärkt, fesseln ihn eineinhalb Monate ans Lager. Wohl hat er Wendt am 15. August 1718 noch eine Antwort gegeben, die ihn zu einer letzten ehrwürdigen Größe erhebt. „Wenn ich bedenke, daß es in Kopenhagen schon so weit gekommen ist, kann ich die zweijährige Unterlassung des Schreibens an uns und die Zurückhaltung des Missionsgeldes nirgends anders als aus diesem völligen Mißtrauen herleiten... Wir selbst werden in unserer Arbeit niedergeschlagen und müde gemacht.“

Anfang Februar 1719 sieht sich Ziegenbalg gezwungen, die Missionsgeschäfte in aller Form an Magister Gründler abzugeben. Seine Kräfte lassen sichtbar nach. Von einer Rückkehr in die Heimat spricht er nicht mehr. Gott hat schon ein anderes Land für ihn ersehen. Eine Stahlkur schlägt fehl und nimmt ihm die letzten Widerstandskräfte. Er weiß sich vom Tod gefordert. Noch einmal versammelt er die Glieder der tamulischen Gemeinde um sein Lager und mahnt sie einzeln zur Glaubenstreue. Am 23. Februar 1719 setzt ein rapider Kräfteverfall ein. Zu Ziegenbalgs

letzten Worten gehört: „Der Herr Jesus sagt, wo ich bin, soll auch mein Diener sein. Der Herr segne doch, was ich gesprochen habe“, worauf Magister Gründler antwortet: „Ja, der Herr wird das, was Ihr jemals gesprochen, in ewigem Segen sein lassen.“ Plötzlich faßt der Sechsunddreißigjährige mit einer raschen Bewegung nach den Augen. „Mir ist's so helle vor den Augen, ist's doch, als wenn mir die Sonne in die Augen schiene.“ Auf seine letzte Bitte wird noch das Lied „Jesus, meine Zuversicht“ auf dem Klavichord gespielt. Nachts elf Uhr haucht er seine Seele aus.

Tiefe Bestürzung und Trauer breitet sich über die ganze Stadt, als die Nachricht von seinem Heimgang bekannt wird. Das Sterbezimmer füllt sich mit Trauernden. Sie weichen nicht aus dem Haus. Sie wollen ihm alle die stille Totenwacht halten, ehe am Morgen der schwarzbeschlagene Sarg in die neue Jerusalemskirche getragen wird. Im Gottesdienst drängen sich die Europäer, die Portugiesen, die Inder. Keiner achtet auf seinen Stand und seine Kaste. Die Gewalt der Stunde hat sie alle gefaßt. Jeder will einen letzten Blick auf die irdische Hülle des teuren Mannes werfen, ehe der Sarg in die Gruft gesenkt wird, die neben dem Altar in der Nacht gemauert worden ist. Magister Gründler hält die deutsche Gedächtnispredigt. Sie bedarf keiner Übersetzung. Jeder weiß um ihren Inhalt.

Der Brief der jungen Witwe Dorothea Ziegenbalg vom 30. 9. 1719, in welchem sie die letzten Tage des Vollendetn beschreibt, zählt zu den ergreifendsten, kostlichsten und reifsten Dokumenten evangelischer Frömmigkeit, die durch Jahrhunderte hindurch ihren unmittelbaren Zugang zu Menschenherzen nicht verlieren.

Der Tod Ziegenbalgs, dem bald Gründler gebrochenen Herzens über so viel frommen Unverständ und Pharisäismus in der Heimat nachfolgt in die Ewigkeit, erschrecken Kopenhagen und Halle. Die irregeleitete Missionsbehörde in Kopenhagen aber wird unsanft aus dem Wahnbild einer mechanischen Nachahmung der apostolischen Wandermision gelöst. Friedrich IV. entfernt im Sommer 1721 ganz plötzlich Christian Wendt unter dem Zeichen

höchster Ungnade aus allen seinen Ämtern. Der König muß seine verhängnisvolle Rolle durchschaut haben. Justizrat von Schröder, der frühere Erzieher des Kronprinzen, eine vornehme, sachlich und umsichtig urteilende Persönlichkeit, von deren Herzengüte die vorliegende Missionskorrespondenz zeugt, übernimmt Wendts Aufgabenkreis im Missionskollegium. Das Irrlicht einer gefährlichen Missionstheorie ist erloschen.

Der große Francke nimmt sich in verstärktem Maße des verwaisten Missionswerkes an. Englische Missionsfreunde bestärken ihn darin. Bald rücken neue Missionare nach, die Ziegenbalgs Lebenswerk in dessen Sinn wieder aufnehmen und die große Blütezeit der Trankebarer Mission einleiten.

Die junge Witwe Ziegenbalg ist in das alte Missionshaus an der Stadtmauer eingezogen. Der König hat ihr sofort eine Witwenrente eingesetzt. Der hochgeachtete Ratsherr Lygaard in Trankebar hält später um die Hand der Maria Dorothea an. Beide sind bald nach Kopenhagen gezogen. Der älteste Sohn Ziegenbalgs wird in der Denkendorfer Klosterschule zu Füßen Johann Albrecht Bengels erzogen. Er studiert später in Tübingen und Jena auf des Königs Kosten. Wir finden ihn als Mathematikprofessor und treuen Missionsfreund in Kopenhagen wieder. Offensichtlich hat er von seinem Vater die starke Neigung zur Mathematik geerbt. Das zweite Söhnchen ist in Trankebar gestorben. Der dritte nachgeborene Sohn wird Direktor der dänischen Niederlassung in Bengal und ein warmer Freund der Trankebarer Missionare, die er öfters besucht. In den politischen Stürmen des Landes verlieren sich seine Spuren.

Bartholomäus Ziegenbalg hat die Tore zur Weltmission der evangelischen Christenheit aufgestoßen. Daß diese Tat unter so viel häßlichen Widerständen innerhalb der alten Christenheit erkämpft werden mußte, gehört zu den beschämenden Kapiteln in der Kirchengeschichte. Und doch leuchtet durch dies menschliche Dunkel die große Treue Gottes. Es ist Gottes Geheimnis, durch leidende Zeugen seine großen Taten zu tun.

Ernst
Thophil
Zbg.
(Ernst
Gottlieb
Zbg.)



Weltweite Reihe

Bisher 20 Bände je etwa 96 Seiten,
kartoniert Leinen mit zweifarbigem
Einband

Auch für die Jugend!

3. ERICH BEYREUTHER

Bartholomäus Ziegenbalg
Bahnbrecher der Weltmission
3. Auflage

4. HEDWIG THOMÄ

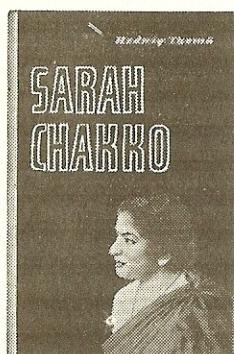
Sarah Chakko
Lebensbild einer großen Inderin
4. Auflage

6. V. S. AZARIAH

Vom Sinn des Opfers
Mit einem Lebensbild Bischof Azariahs
von Stephan Neill
Übersetzt von Liesel Quiring

9. JOHN FOSTER

Es begann in Jerusalem
Christliche Weltmission in 17 Jahrhun-
derten. Übersetzt von Gerhard Günther
2. Auflage



10. GERHARD GÜNTHER

Erweckung in Afrika
Vom Aufbruch Junger Kirchen im öst-
lichen Afrika. 2. Auflage

11. JOHN FOSTER

Zu allen Völkern

Die Weltmission der weltweiten Kirche
von 1700 bis zur Gegenwart
Übersetzt von Gerhard Günther

16. J. ROBERT NELSON

Die Einheit der Kirche
in Welt und Gemeinde
Übersetzt von Ernst Hornig

17. HORST R. FLACHSMEIER

Ärztlicher Alltag in Afrika
Erlebnisse und Erfahrungen

18. JOSEPH BUSSE

Junge Kirche
im afrikanischen Gewand

Von der Missionsgemeinde zur Kirche
in Tansania
3. Auflage

19. ERICH FÜLLING

Christus im sechsten
Kontinent

Der Weg des Evangeliums
in Lateinamerika

20. WILHELM HÄBERLE

Trommeln, Mächte
und ein Ruf

Erlebnisse in Kamerun

